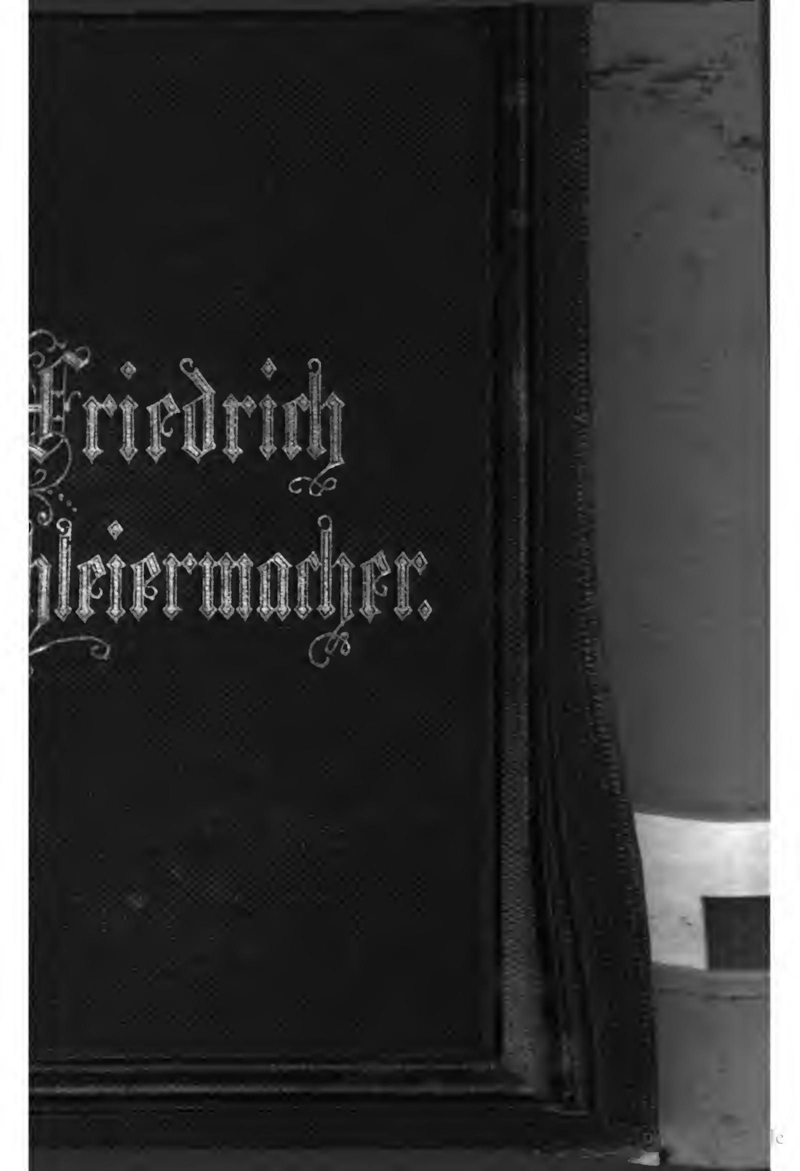
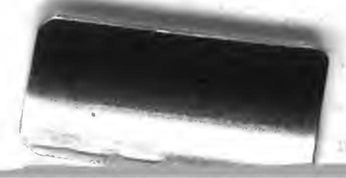

Friedrich
hleiermacher.



Friedrich Schleiermacher.



Friedrich Schleiermacher.

Lichtstrahlen

aus

seinen Briefen und sämmtlichen Werken

Mit einer Biographie Schleiermacher's.

Von

Elisa Maier.



Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1863.

Vorwort.

Wäre ich nicht aufgefordert worden, den früher von mir herausgegebenen „Lichtstrahlen“ aus Wilhelm von Humboldt's und Georg Forster's Werken und Briefen ein weiteres Bändchen über Friedrich Schleiermacher folgen zu lassen, so wäre dies wahrscheinlich unterblieben. Nicht etwa aus Mangel an Interesse für Schleiermacher: o nein! es hat dieser Mann mit dem warm schlagenden, so rein menschlich empfindenden Herzen, dieser sittlich-religiös strebende, in seine Zeit mächtig eingreifende Theologe lange schon meine vollste und innigste Theilnahme, meine wärmste Verehrung. Es hat mich aber Gott mitten unter eine Schar blühender, lieber junger Mädchen gestellt, und diese zu

erziehen, zu lehren und zu lieben ist nun meine erste und nächste Lebensaufgabe. Ich durfte ihnen weder meine Zeit noch meine Kraft entziehen, und so ist denn das Büchlein mitten unter denselben entstanden. Ihnen, meinen lieben fernen und nahen Zöglingen, sei es auch zunächst gewidmet. Mögen sie darin wieder und wieder finden, was wir so oft zusammen anstrebten und uns lieb zu machen suchten: jene heiligen und großen Güter, deren Besitz allein beseligen und wahrhaft frei machen kann: die stille Demuth und nimmer aufhörende Herzensgüte; das ernste Streben nach Veredlung und Gottähnlichkeit; heilige Freundschaft voll Hingebung, Vertrauen und gegenseitiger Förderung; treue Liebe, die alles trägt und alles überwindet; sich selbst vergessende, opferbereite Vaterlandsliebe; freudigen Lebensmuth und nie erlahmende Thatkraft, die unbeirrt durch Niedriges und Kleinliches den Weg gehen, welchen Gott jedem Menschen, jeglichem Volke tief in die Seele geschrieben!

Es ist dieses Büchlein keine Beurtheilung des hoch über mir stehenden Mannes, sondern blos

ein liebevolles Wiedergeben seines Lebens, wie es sich mir in seinem Briefwechsel und seinen Werken darstellte. Aus Pietät zog ich es vor, ihn in den wichtigsten Lebensmomenten öfters selbst reden zu lassen, statt alles nur erzählend wiederzugeben.

Und so möge es denn hinausgehen wie seine beiden Vorgänger, gleiche freundliche Aufnahme finden wie jene, und manchem Herzen sagen, daß auch bei stetem Kampf gegen das Geschick innerer Friede doch möglich ist!

Winterthur, im September 1862.

Elisa Maier.

Der in der vorliegenden Schrift erfolgte Abdruck von Stellen aus Schleiermacher's Werken und von wörtlichen Auszügen aus seinen Briefen geschah nach gütlicher Verständigung mit dem Verleger derselben, Herrn Georg Reimer in Berlin, unter dessen ausdrücklicher Zustimmung.

Inhaltsverzeichniß.

Friedrich Schleiermacher's Leben.

Es war die Aufgabe des achtzehnten Jahrhunderts, die unvollendet gelassene Mission des sechzehnten fortzusetzen, d. h. die Menschheit in jeglicher Richtung aus den engen Banden des Mittelalters zu erlösen und sie der Wahrheit und Freiheit, der edeln Menschlichkeit um ein Großes näher zu bringen. Besonders die zweite Hälfte jenes Jahrhunderts der Aufklärung war eine schöne, hohe, ideen- und thatenreiche Zeit. Ein culturgeschichtliches Document vom Jahre 1784 — am 3. Nov. 1856 im Thurmknopf der Margarethenkirche zu Gotha gefunden — sagt: „Kaiser, Könige, Fürsten steigen von ihrer gefürchteten Höhe menschenfreundlich herab, verachten Pracht und Schimmer, werden Väter, Freunde und Vertraute ihres Volks. Die Religion zerreißt das Pfaffengewand und tritt in ihrer Göttlichkeit hervor. Aufklärung geht mit Riesenschritten. Der unsern Aeltern so schreckliche Feind der Christenheit zittert vor unserer Macht. Tausende unserer Brüder und Schwestern, die in

geheiligter Unthätigkeit lebten, werden dem Staate geschenkt. Glaubenshaß und Gewissenszwang sinken dahin. Menschenliebe und Freiheit im Denken gewinnen die Oberhand. Künste und Wissenschaften blühen, und tief dringen unsere Blicke in die Werkstätte der Natur." Aber alles das vollbrachte nicht zunächst die Masse des Volks, wie tief es auch das Bedürfniß nach Besserm, Menschenwürdigerm empfand: einzelnen großartig angelegten, göttlich begabten Naturen ist es allezeit vorbehalten, ihren Mitmenschen eine Leuchte zu sein auf dem Pfade des Fortschritts; und wie außerordentlich reich an großen, bahnbrechenden, originellen Charakteren war gerade das achtzehnte Jahrhundert! Welche lange Reihe von Dichtern, Denkern, Künstlern und Helden! Wer kennt sie nicht alle die bedeutenden Namen, die allein in Deutschland zusammenklangen zu einem einzig schönen Concert, dessen Zweck Befreiung und Veredlung des Vaterlandes war, und dessen einzelne Theile gewaltig hinüberklingen ins neunzehnte Jahrhundert und bis auf unsere Tage.

Zu den besten, belebendsten und schaffendsten Geistern, denen jenes Heroenzeitalter das Dasein gegeben hat, zählt Friedrich Schleiermacher, der Theologe von reformatorischer Größe, der mit kritischer und schöpferischer Thätigkeit wirkende Philosoph, der edle, strebende Mensch, der sein

ganzes Leben hindurch stets lernen wollte und von dem man noch lange zu lernen haben wird.

Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher ward am 21. Nov. 1768 zu Breslau geboren und theilte mit Goethe und Schiller und manchem bedeutenden Manne das, wie es scheint, nicht ungünstige Geschick, fast ausschließlich von einer tüchtigen, willens- und thatkräftigen und wirklich frommen Mutter erzogen zu werden. Was jener französische Offizier zu Washington's Mutter sagte: „De telles mères font comprendre de tels enfants!“ läßt sich auch auf diejenige von Schleiermacher beziehen.

Der Vater war als reformirter Feldprediger in Schlesien oft auf Amtsreisen; die Mutter, jüngste Tochter des Hofpredigers Stubenrauch, erzog, wie Schleiermacher selbst sagt, ihren Sohn zunächst fast allein. Mit fünf Jahren besuchte dieser die Friedrichsschule, die damals unter der Direction des Hofpredigers Heinz stand, durchlief sehr schnell die untern Klassen, weil er das Mechanische der lateinischen Sprache und ihre ersten Regeln leicht faßte und dazu ein sehr gutes Gedächtniß für das Auffassen der Vocabeln hatte. So kam Schleiermacher sehr früh in den Ruhm eines guten Kopfes, was ihn eitel, stolz, heftig und auffahrend machte. Die Mutter, welche ihren Sohn wahrhaft liebte, rügte seine Fehler ernst und lehrte ihn, Gott für seine Begabung zu danken, statt stolz gegen Schwächere

zu sein; sie bezwang die eigene Heftigkeit, um den Sohn Gleichmuth und Gerechtigkeit zu lehren und ihn zu der Einsicht zu bringen, daß er zunächst von seinen Fehlern zu leiden habe und durch diese alles beabsichtigte Gute von vornherein vernichte. Sie schrieb an ihren Bruder Stubenrauch: „Der liebe Junge macht uns manche Freude und viel Hoffnung. Er hat das zärtlichste Herz und einen sehr guten Kopf. Künftigen Monat wird er sechs Jahre. Herr Pastor Heinz freut sich recht sehr über die besondere Aufmerksamkeit und deutlichen Antworten, so er in der Religionsstunde gibt. Gott gebe, daß er ferner so fortfährt und sich nicht durch andere verführen läßt.“ Sein Stolz bekam eine wirksamste Demüthigung, als er einen lateinischen Schriftsteller lesen sollte und da wol die einzelnen Wörter, nicht aber den Sinn verstand. Der Mutter hatte er abermals die gute Gewöhnung zu verdanken, nie ohne Verstand zu lesen. So fing denn Schleiermacher an, die oft gerühmte Größe seiner natürlichen Fähigkeiten zu bezweifeln, und fürchtete, auch andere werden seine Schwäche entdecken. Nicht minder plagte ihn der Mangel an Unterricht in Naturgeschichte und Naturlehre; er erschrak, nicht einmal zu wissen, wie das Wasser koche oder gefriere. Den Geschichtstunden konnte er wenig Geschmack abgewinnen, und es kostete ihm Mühe, „die vier Monarchien und die Reihe

der persischen Könige in ihrer Ordnung zu behalten".

Schleiermacher mochte etwa sieben Jahre alt sein, als seine Aeltern Breslau verließen und nach Pleß in Oberschlesien und ein Jahr darauf nach der Colonie Anhalt zogen. Die Aeltern konnten sich nicht entschließen, ihr Söhnchen schon von sich zu lassen, und so war er einige Jahre abwechselnd bald auf dem Lande und bald auf der Schule zu Pleß, von seinem zehnten bis zwölften Jahre größtentheils auf dem Lande. Hier that der Vater so viel für den Unterricht seines Fritzchens, als ihm öftere Abwesenheit gestattete; aber lange nicht genug für den Wissensdurst des begabten Schülers. Die stets beobachtende, treue Mutter schlug sich abermals ins Mittel; sie suchte ihrem Fritz den Mangel an wissenschaftlichem Unterricht dadurch zu ersetzen, daß sie ihm eine damals bei Kindern ungewöhnliche Menge Sachkenntnisse beibrachte. Ihrem Bruder schrieb sie: „Meine beiden Jungen sind ganz entgegengesetzter Art, Fritz ist ganz Geist und Karl ganz Körper. Wir behalten Fritz darum noch bei uns, weil er für sein Alter schon genug weiß; wir möchten gern, daß sein Herz so gut wäre, als sein Verstand schon Kräfte hat; sein Herz ist schon durch das viele Lob, was man ihm in Breslau wegen seines Verstandes ertheilt hat, verderbt; denn er ist dadurch stolz und eitel ge-

worden. Hätten wir ihn in Breslau gelassen, wäre er im vierzehnten Jahre gewiß zur Universität reif gewesen, so glücklich geht ihm alles von statten. Herr Sch., der Hauptlehrer in Pleß, hat ihn wegen seines Fleißes sehr lieb gewonnen und sich sehr gewundert, daß er in Breslau noch keinen Anfang in der Mathematik gemacht, da er doch alles so geschwind begriffen. Ich habe viel Zutrauen zu dem Herrn Sch. und hoffe, daß wir Fritz übers Jahr zu ihm geben können. Er liebt den Knaben, und dieser liebt ihn gar sehr, und durch Liebe kann man viel bei ihm ausrichten."

Im zwölften Jahre kam denn Schleiermacher auch wirklich in Pension nach Pleß und blieb daselbst bis in sein vierzehntes Jahr. Ein Schüler Ernesti's erwarb sich Verdienste um ihn; er erzählte dem lernbegierigen Zuhörer von berühmten Männern, weckte und nährte seinen Eifer für gelehrte Sprachen, indem er aus Ehrgeiz selber viel Fleiß hatte, lehrte ihn über einen Gegenstand ordentlich nachdenken und seine Gedanken niederschreiben. So mehrten sich seine Kenntnisse wesentlich; allein es erwuchs ihm eine neue Qual: er fing an, an der Echtheit der alten Schriftsteller und somit an der alten Geschichte zu zweifeln, behielt aber diesen sonderbaren Gedanken bei sich und wurde überhaupt verschlossen.

Zu dieser Zeit lernten seine Aeltern auf einer

Reise die Erziehungsanstalt der Brüdergemeinde zu Niesky in der Oberlausitz kennen und faßten den Entschluß, Friedrich und seinen jüngern Bruder derselben anzuvertrauen. Das Institut bestand aus einem Pädagogium und einer Kinderanstalt, in erstern waren etwa vierzig junge Leute und in der Anstalt sechzig und mehr Kinder. Der Vater schrieb an den Schwager Stubenrauch: „Ich besuchte so viel Klassen als ich konnte und fand in allen den Unterricht sehr gründlich. Die Aufsicht und das Oekonomische bei diesem Institut ist so vollkommen, als ich's sonst nirgends gesehen habe. Was uns aber zur größten Beruhigung gereicht, ist dieses, daß die Hauptsache, worauf es bei den Menschen ankommt, die Wiedervereinigung mit Gott, hier wie in allen Brüdergemeinden auf den einzig wahren Grund: das blutige Versöhnungsopfer Christi, gebaut, und daraus, wenn es erst an dem Herzen des Menschen durch Gottes Geist sich thatkräftig bewiesen und er selbst es als sein Eigenes hat annehmen und mit wahrem Glauben sich hat zueignen können, als aus einer einzigen Quelle jede Tugend, deren der Mensch in Zeit und Ewigkeit fähig ist, hergeleitet wird.“ — So der Vater; und auch die Mutter war von ganzer Seele froh, ihre Knaben in der Brüdergemeinde und da, wie sie glaubte, „von den seelenverderbenden Meinungen, Grundsätzen und Sitten

der Zeit“ gesichert zu wissen. Da der Eintritt nach ertheilter Erlaubniß der Direction noch vom Lose abhing, erwarteten beide Söhne die Entscheidung in Gnadenfrei, und hier wurde die Phantasie des ältern in Sachen der Religion so sehr erregt, daß er selbst sagt, mit etwas weniger Kaltblütigkeit wäre er Schwärmer geworden. Hier begannen denn auch neue religiöse Kämpfe; schon in seinem elften Jahre kostete ihn „die Lehre von den unendlichen Strafen und Belohnungen“ mehrere schlaflose Nächte; nun quälte ihn „die Lehre von dem natürlichen Verderben und den übernatürlichen Gnadenwirkungen“; er rang vergeblich nach den übernatürlichen Gefühlen, von deren Nothwendigkeit er überzeugt war und die er bei den andern Mitgliedern wahrzunehmen glaubte.

Im Jahre 1783 fand die Aufnahme in das Pädagogium zu Niesky statt, wo ihm die Methode des Unterrichts zwar nicht die beste überhaupt schien, aber doch die beste, welche bis anhin auf ihn angewandt worden war. Zwei Persönlichkeiten daselbst hatten bedeutenden Einfluß auf seine geistige und gemüthliche Entwickelung: zunächst ein Lehrer der Anstalt, Hilmer, der bei immer leidendem Körper einen wahrhaft philosophischen Geist und ein vorzügliches pädagogisches Talent besaß und dabei mit unermüdlichem Fleiß zum Besten seiner Schüler wirkte. Durch ihn gewann Schleiermacher

das Studium der Geschichte und lateinischen Sprache sehr lieb. Nicht minder als Hilmer, nur in anderer Weise, verdankte er einem Mitschüler, Albertini, dem nachmaligen Bischof der Brüdergemeinde. Es war dieser der Vertraute seines Herzens und der Gefährte seines Verstandes, sie dachten, sie empfanden und studirten zusammen und wurden lange nach ihrem Austritt noch unter den Namen Orestes und Pylades dort genannt. Mit wahrem Heißhunger warfen sie sich auf die griechischen Dichter, verschlangen rasch genug den Homer, Hesiod, Theokrit, Sophokles, Euripides und Pindar. Sie wußten sehr wohl, daß sie nicht alles verstanden; allein sie freuten sich über das ihnen klar Gewordene und hofften, immermehr fassen zu können. Beide wurden 1785 auf die sogenannte Universität der Brüdergemeinde, das Seminarium zu Barby, befördert, wo sie sich zu Lehrern bilden sollten.

Ehe aber Schleiermacher hinkam, traf ihn ein harter Schlag: er verlor seine liebe, vortreffliche Mutter. Der Vater verheirathete sich bald von neuem. Seine Schwester Charlotte lebte in Gnadenfrei und stand mit ihm in fleißiger, liebevoller Correspondenz.

Das Leben in Barby gestaltete sich in der Wirklichkeit ganz anders, als es sich Schleiermacher in phantasievollen Jugendträumen gedacht hatte. Nicht nur wollten „die übernatürlichen Gefühle,

der beseligende Umgang mit Jesu" nicht Wohnung machen in seiner Seele; es trat noch manches hinzu, das ihm Barby mehr und mehr unerträglich machte. Die innige Freundschaft mit Albertini und dem Engländer Okely ersetzte das Mangelnde, überwand das Widerstrebende nicht; sie ließ es nur um so tiefer fühlen. Er beklagte sich zunächst bei seinem Vater: „Eins gefällt mir nicht. Ich möchte gern Theologie studiren und zwar von Grund aus; das werde ich mich aber nicht rühmen können, wenn ich von hier wegkomme, und daran ist unsere wie mich däucht etwas zu große Eingeschränktheit in der Lectüre schuld; denn von allen jetzigen Einwendungen, Einwürfen und Streitigkeiten über Exegese und Dogmatik bekommen wir nichts zu lesen, als in den gelehrten Zeitungen; auch in den Collegien erwähnt man ihrer nicht einmal hinlänglich, und doch ist die Kenntniß derselben einem angehenden Theologen schlechterdings nothwendig." Der Vater antwortete hierauf: „Du verlierst nichts, lieber Sohn, wenn Dir auch die Einwendungen und Erklärungen der Neuern unbekannt bleiben. Vermeide diesen Baum des Erkenntnisses — und die gefährlichen Lockungen zu demselben unter dem Schein der Gründlichkeit. Ich habe fast alle Widerlegungen des Unglaubens gelesen; sie haben mich aber nicht überzeugt, sondern ich hab's erfahren, daß der Glaube ein Regale der

Gottheit und ein pur lauteres Werk ihres Erbarmens sei. Du willst ja überdem kein eitler Theolog werden, sondern Dich nur geschickt machen, dem Heiland Seelen zuzuführen, und dazu brauchst Du das alles nicht und kannst es Deinem Heiland nie genug verdanken, daß er Dich zur Brüdergemeinde gebracht hat, da Du dessen gar wohl entbehren kannst."

Schleiermacher konnte es nicht entbehren; seine Begriffe, Ueberzeugungen differirten immermehr mit denen der Brüdergemeinde. An ein Zurückkehren war trotz aller Bekehrungsversuche der Anstalt nicht mehr zu denken, und so mußte der festgeschürzte Knoten des psychologischen Dramas sich lösen, wie es den innern Verhältnissen gemäß war. Schleiermacher schrieb seinem Vater am 21. Jan. 1787: „Was kann einem Vater wol lieber sein, als Freude zu erleben an seinen Kindern. Je mehr ich Ihnen dieses als Ihr Sohn aus vollem kindlichen Herzen wünsche, desto mehr Ueberwindung kostet es mich, desto mehr greift es das Innerste meiner Seele an, daß ich Ihnen gleich jetzt etwas melden soll, was Ihre Hoffnung auf die Erfüllung dieses Wunsches so sehr wankend machen muß. Ich gestand Ihnen in meinem letzten Briefe meine Unzufriedenheit über meine eingeschränkte Lage, ich sagte Ihnen, wie leicht sie Religionszweifel, die bei jungen Leuten zu unsern

Zeiten so leicht entstehen, befördern könne, und suchte Sie dadurch auf die Nachricht vorzubereiten, daß der Fall bei mir eingetreten sei; aber ich erreichte meinen Zweck nicht. Sie glaubten mich durch Ihre Antwort beruhigt, und ich schwieg unverantwortlicherweise sechs ganzer Monate, weil ich es nicht übers Herz bringen konnte Sie aus diesem Irrthume zu reißen. Der Glaube ist ein Regale der Gottheit, schrieben Sie mir. Ach, bester Vater, wenn Sie glauben, daß ohne diesen Glauben keine, wenigstens nicht die Seligkeit in jenem, nicht die Ruhe in diesem Leben ist, als bei demselben, und das glauben Sie ja, nun so bitten Sie Gott, daß er mir ihn schenke, denn für mich ist er jetzt verloren. Ich kann nicht glauben, daß der ewiger, wahrer Gott war, der sich selbst nur den Menschensohn nannte; ich kann nicht glauben, daß sein Tod eine stellvertretende Versöhnung war, weil er es selbst nie ausdrücklich gesagt hat, und weil ich nicht glauben kann, daß sie nöthig gewesen; denn Gott kann die Menschen, die er offenbar nicht zur Vollkommenheit, sondern nur zum Streben nach derselben geschaffen hat, unmöglich darum ewig strafen wollen, weil sie nicht vollkommen geworden sind. Ach, bester Vater, der tiefe, durchdringende Schmerz, den ich beim Schreiben dieses Briefes empfinde, hindert mich Ihnen die Geschichte meiner Seele in Absicht auf meine Meinungen und alle

meine starken Gründe für dieselben umständlich zu erzählen, aber ich bitte Sie inständig, halten Sie sie nicht für vorübergehende, nicht tiefgewurzelte Gedanken; fast ein Jahr lang haften sie bei mir, und ein langes, angestrengtes Nachdenken hat mich dazu bestimmt." Und so lautet es weiter, auf und zwischen den Zeilen: feste Ueberzeugung, nicht länger in Barby bleiben zu können, tiefer Schmerz, dem Vater so viel Kummer zu bereiten, und endlich die heiße Bitte, auch nur auf zwei Jahre nach Halle ziehen zu dürfen, mit dem Versprechen, dort zu studiren, was der Vater wolle, wenn er seine Einwilligung zur Theologie nicht geben könne.

Der Vater schrieb ihm theils hart, theils schmerzerfüllt solche Worte: „O, Du unverständiger Sohn, wer hat Dich bezaubert, daß Du der Wahrheit nicht gehorchst? welchem Jesus Christus vor die Augen gemalt war und nun von Dir gekreuzigt wird. .... So gehe denn in die Welt, deren Ehre Du suchst. Siehe, ob Deine Seele von ihren Träbern kann satt werden, da sie die göttliche Erquickung verschmäht, welche Jesus allen nach ihm dürstenden Herzen schenkt. .... Und nun, mein Sohn, den ich mit Thränen an mein beklommenes Herz drücke, ach! mit herzschneidender Wehmuth entlass' ich Dich, und entlassen muß ich Dich — da Du den Gott Deines Vaters nicht mehr anbetest. .... Ist es aber möglich, so gib der Bitte Deines

Dich flehenden Vaters Gehör. Kehre wieder! ach mein Sohn, kehre wieder!"

Bald darauf schrieb Schleiermacher einen zweiten Brief voll innern Wehs und hart bedrängt von den Vorstehern der Anstalt, welche den Dissertirenden nicht länger dulden wollten, aus Furcht, er möchte sein „Gift" auch andern mittheilen. Wie zog es ihn fort in eine freiere, seiner Entwickelung günstigere Atmosphäre! Frei prüfen dürfen und das ihm Beste zu behalten, das war sein heißer Wunsch; er konnte nie und nimmer blindlings das annehmen, was ihm aufgedrungen ward. Er bat, in Halle doch sein Lieblingsfach Theologie studiren zu dürfen; dort könne er dem Onkel Stubenrauch, dem Prediger, seine Gedanken eröffnen, über alles mit ihm reden; vielleicht würden auch dort, mitten unter heterodoxen Lehrern, seine Zweifel am ehesten gehoben, sodaß er seine Meinungen wieder ändere. „Aber wie wird es mit meinem Durchkommen in Halle aussehen?" fährt er fort. „Mein Freund in Halle hat mir folgendes Schema der nöthigsten Ausgaben geschickt: Holz jährlich 12 Fl.; Miethe mit Aufwartung 24 Fl.; hiervon läßt sich freilich kaum etwas abdingen; Mittagstisch 40 Fl.; dieser Artikel wird sich um ein Beträchtliches verringern; Frühstück und Abendbrot 48 Fl.; hiervon, dächte ich, müßte sich, da ich keinen Kaffee trinke, auch abends nicht viel esse,

wenigstens die Hälfte retranchiren lassen; Friseur 8 Fl.; Stiefelputzen und Kleiderausbürsten 8 Fl.; Wäscherin 8 Fl. Hier sind Kleider, Wäsche, Collegiengelder und die nöthigen Bücher nebst andern Nebenausgaben nicht mitgerechnet. Das Schlimmste ist das, daß ich mit Kleidern und Wäsche sehr, sehr schlecht versorgt bin, hier zu Ostern kein Geld übrig haben werde und mir doch noch manches muß machen lassen, weil ich in Halle nicht so gehen kann wie hier."

Inzwischen kam jene Antwort des Vaters und setzte den Sohn in die bitterste, peinlichste Lage; er schrieb zurück: „Bester, geliebtester Vater! O könnten Sie sich den traurigsten, jammervollen Zustand Ihres armen Sohnes recht vorstellen! Ich war schon mehr als zu unglücklich; aber Ihr Brief hat mein Elend noch mehr als verdoppelt. Ich verkenne darin keineswegs Ihr zärtliches Vaterherz, das auch Ihren abtrünnigen Sohn noch liebt und alle Mittel versucht, ihn auf seinen vorigen Weg zurückzubringen. Aber kann wol etwas Unglückseligeres gedacht werden für einen Sohn, der seinen Vater so innig liebt und verehrt, als diese Lage? O wie viel bittere Thränen sind auf ihn aus meinen Augen geflossen! Wie viel schlaflose Nächte, wie viel freudenlose Tage hat mich nicht die Erinnerung an Ihren Kummer, den ich ebenso sehr fühle, als Sie es nur immer können, gekostet!

Es martert mich, daß ich die unglückliche Ursache davon bin, und es doch nicht in meiner Gewalt steht, ihn zu heben..... Sie sagen, Verherrlichung Gottes sei der erste Zweck, und ich, Vollkommenheit der Geschöpfe; ist dies nicht am Ende einerlei? Erwächst nicht dem Schöpfer desto mehr Verherrlichung aus seiner Schöpfung, je vollkommener, je glücklicher seine Geschöpfe sind? Auch ich halte ja Verherrlichung Gottes, das Bestreben, ihm immer wohlgefälliger zu werden, für das Erste; auch ich würde mich für einen fühllosen, unglücklichen Menschen halten, wenn ich nicht die innigste Liebe kindlicher Dankbarkeit gegen diesen über alles guten Gott fühlte, der mir bei allen bedauernswürdigen Zufällen, die mich jetzt treffen zu wollen scheinen, doch so überwiegend viel Gutes erzeigt."

An Okely, der unterdessen heiter und wohlgemuth nach Northampton gereist und froh war, der Fesseln los zu sein, schrieb der zurückgebliebene Freund: „Ich handle, wie ich soll", und Luther's „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!" Und so war's, er konnte nicht anders, er mußte seine Wege gehen, und so zog er denn im Frühling 1787 unter wenig günstigen Umständen nach Halle; hinter sich ließ er einige gute Freunde, darunter Albertini, die trotz des Skandals in Barby treu und warm zum „Abtrünnigen" standen und Gespräche wie folgendes keckeen Muthes durchmachten:

Ein früherer Lehrer, der urplötzlich in Albertini's Zimmer trat: „Guten Tag, lieber Albertini, du bist ja hübsch groß geworden. Also ist Schleiermacher wirklich fort?“

Albertini: „Ja.“

Lehrer: „Warum hast du ihn denn fortgelassen?“

Albertini: „Ich konnte ihn nicht halten.“

Lehrer: „Hat er dir etwas von seinen Gedanken und Raisonnements mitgetheilt?“

Albertini: „Nein, nicht viel.“

Lehrer: „Was hatte er denn für Zweifel?“

Albertini: „Das kann ich nicht sagen.“

Lehrer: „War er hier fleißig?“

Albertini: „Ja.“

Lehrer: „Wer waren denn seine Freunde?“

Albertini: „Ich und viele andere.“

Lehrer: „Also war ihm der liebe Heiland nicht mehr wichtig?“

Albertini brummt sein gewöhnliches Hm! welches ihm schon oft gute Dienste geleistet.

Was für Aussichten hatte nun aber Schleiermacher in Halle? Zunächst ein äußerlich sehr eingeschränktes Leben; konnte doch sein Vater zur Stunde nicht einmal die Rechnungen von Barby her bezahlen, und mußten doch beide sehr froh sein, daß der treffliche Onkel Stubenrauch ein „freilich sehr kleines“ Stübchen hergab und den

Neffen an seinen Tisch nahm, damit es eher möglich werde, die sehr theuern Collegien zu bezahlen. Nun, zu des Onkels Stübchen hatte der junge Schleiermacher doch auch des Onkels Aufsicht und Rath, und diese beiden bekamen ihm sehr wohl, und er wußte sie auch zu schätzen.

In Halle ward nun bei trefflicher Gesundheit, bestem Willen und glücklicher Stimmung fleißig gearbeitet: theologische Collegien wurden gehört, Kant, Plato, Aristoteles studirt, daneben Mathematik, Englisch und Französisch getrieben; letzteres zwar mit Aberwillen und nur, weil der Vater es wünschte, der dabei an eine Hauslehrerstelle dachte und dem Sohne dringend Studium und Uebung der französischen und englischen Sprache empfahl, und immer Briefe voll Liebe und Güte nach Halle sandte, sich selbst Entbehrungen auflegte, um das Nöthige für seinen Fritz zu erübrigen.

Im März 1789 klagt Schleiermacher seinem Vater über allerlei Unpäßlichkeiten, die mit beständigem Mismuth und übler Laune vergesellschaftet seien; dazu kam die bange Sorge um seine Zukunft: in Halle konnte er nicht bleiben, dort war es für ihn ganz unmöglich, ein Auskommen zu finden; fürs erste waren sehr viele junge Männer daselbst, welche von ihrer Gelehrsamkeit leben wollten; dann sah Schleiermacher wohl ein, daß ihm sowol die äußern Vorzüge als auch die guten Ver-

bindungen fehlten, die einem jungen reformirten Gelehrten in Halle selbst Thür und Thor öffneten. So fiel ihm der Zeitpunkt, aus dem blos contemplativen in das geschäftvolle, aus dem blos lernenden in das anwendende Leben überzugehen, immer schwerer aufs Herz, und er wußte für den Augenblick nichts anderes, als wiederum zu seinem guten Onkel Stubenrauch zu ziehen, der unterdessen eine Predigerstelle in Drossen erhalten hatte. Vom Vater, der wieder für einige kleine Kinder sorgen mußte, erbittet er die versprochene Beihülfe, um wenigstens die Reise machen zu können.

Im December 1789 schreibt Schleiermacher von Drossen aus immer noch von einer dunkeln Zukunft, ist aber doch dankbar für den „guten Wind, der in seine Segel bläst“ und ihn zwischen zwei gefährlichen Klippen — der Empfindelei und der Systemsucht — gerade hindurchzutreiben scheine. „Die Empfindelei, diese Auszehrung des Geistes, welche die Kraft hinwegnimmt und sogar ihre Vollkommenheit in einer gewissen Schwäche sucht, da man niemals der ersten Eindrücke mächtig, und wodurch wie bei gewissen körperlichen Krankheiten auch die gesundeste Nahrung in schädliche Säfte verwandelt wird — diese ist für meine Seele niemals gefährlich gewesen, und mein gutes Schicksal hat mir immer, wo ich auch gewesen bin, einen oder ein paar Freunde zugeführt, in deren Umgang, ich

bessere Freuden genossen und mein Gefühl für das Wahre und Gute, ohne in solche Ausschweifungen zu gerathen, geschärft habe. Noch weiter aber bin ich immer von der Systemsucht entfernt geblieben. Ich habe mit dem Zweifeln angefangen zu denken, und so viel ich auch seitdem gelesen und nachgedacht habe, so viel Umgang ich auch mit den festesten Anhängern dieses und jenes Systems gepflogen habe, so bin ich doch gewissermaßen in der Theologie sowol als in der Philosophie auf dieser Stufe stehen geblieben. Ich glaube nicht, daß ich es jemals bis zu einem völlig ausgebildeten System bringen werde, sodaß ich alle Fragen, die man aufwerfen kann, entscheidend und im Zusammenhang mit aller meiner übrigen Erkenntniß würde beantworten können; aber ich habe von jeher geglaubt, daß das Prüfen und Untersuchen, das geduldige Abhören aller Zeugen und aller Parteien das einzige Mittel sei, endlich zu einem hinlänglichen Gebiet von Gewißheit und vor allen Dingen zu einer festen Grenze zwischen dem zu gelangen, worüber man nothwendig Partie nehmen und sich und einem jeden andern Red' und Antwort muß stehen können, und zwischen dem, was man ohne Nachtheil seiner Ruhe und Glückseligkeit unentschieden lassen kann. So sehe ich den Kampfspielen philosophischer und theologischer Athleten ruhig zu, ohne mich für irgendeinen zu erkären oder meine

Freiheit zum Preis einer Wette für irgendeinen zu setzen; aber es kann nicht fehlen, daß ich nicht jedesmal von beiden etwas lernen sollte."

Der Vater hatte den Sohn auch nach der Eintheilung seiner Zeit gefragt, und da antwortete Schleiermacher: „Das Studiren ist bei mir zu leidenschaftlich, wenn ich so sagen darf, als daß ich, solange es in meiner Willkür steht, gewisse Stunden halten könnte, wo ich mich hiermit beschäftige, um dann mit dem Glockenschlag, oder doch beinahe so, zu einem ganz andern Fach der Erkenntniß überzugehen. Alles, was ich vornehme, geschieht mit einer gewissen Vehemenz, und ich ruhe nicht eher, bis ich — auf einen gewissen Punkt wenigstens — damit fertig bin. Das ist schon, seitdem ich nach Niesky kam und mit meinem Freund Albertini die Alten zu lesen anfing, so meine Art gewesen, und ich habe mich davon bisjetzt nicht losmachen können und es auch vielleicht nicht ernstlich gewollt. Es geht also bei mir nicht alles stunden-, nicht tageweise, sondern stoßweise, periodenweise. Bald liegt mir ein großer Theil der Philosophie am Herzen, ich forsche nach seiner Geschichte, gehe alle verschiedenen Meinungen durch und sehe, was darin haltbar oder unhaltbar, consequent oder inconsequent ist. Hierbei hat mich vielleicht irgendetwas auf einen Zeitpunkt der Geschichte oder auf eine philologische Streitfrage auf-

merksam gemacht, und sobald jene Untersuchung geendigt ist, wende ich mich mit gleichem Eifer zu dieser. So wechseln praktische und theoretische Philosophie beständig miteinander ab. Gegenwärtig bin ich seit einiger Zeit mit einer gründlichen Revision meiner eigentlich theologischen Kenntnisse beschäftigt. Diese ganze Art zu studiren hat vielleicht wie jede andere ihre Fehler, aber auch ihre unleugbaren Vorzüge; man wird nicht so durch die Menge ganz verschiedener Gegenstände zerstreut und verwirrt, und da man immer durch ein gewisses Bedürfniß, durch irgendeine Lücke, die man in seinen Kenntnissen gewahr wird, zu seinen Beschäftigungen getrieben wird, so thut man alles con amore und läuft nicht Gefahr, um der festgesetzten Ordnung willen einen Theil seiner Zeit auf etwas zu wenden, was man nicht nöthig hat."

Schleiermacher dachte nun so weit zu sein, das Examen zu bestehen, wollte es auch; allein es fand sich wieder jener Stein des Anstoßes, der ihn gar so oft hemmte — der Beutel war leer. Mit seiner delabrirten Kleidung durfte er sich nicht in Berlin sehen lassen, und etwas zu verdienen hatte er nicht die geringste Gelegenheit. Das schreibt er seinem Vater, und dieser sendet ihm nicht nur gütige Briefe, sondern auch einen gewichtigen, der 20 Thlr. enthielt. Unserm Schleiermacher schien das so sehr viel, daß er seinem Onkel Stubenrauch

schrieb, er wisse nicht, was mit den 20 Thlrn. anfangen; allein dieser lachte und rieth ihm, sie recht sorgfältig aufzuheben, damit sie nicht allzu geschwind davonfliegen. Das Examen wurde im Juni 1790 in Berlin gemacht, die Probepredigt gehalten, und beides fiel so gut aus, daß ihn der bedeutendste seiner Examinatoren, der Hofprediger Sack, zu sich rufen ließ und versprach, das Möglichste zu thun, ihm zu einer Stelle zu verhelfen.

Schon im darauffolgenden August wurde Schleiermacher Hauslehrer beim Grafen Dohna in Schlobitten, und ehe er da den nöthigen Scheffel Salz mit seinen Leuten vollständig verschlungen hatte, schreibt er seinem Freunde Catel einen ausführlichen und heitern Brief über seine Hausgenossen und seine Stellung und die Glückseligkeiten, welche er in Schlobitten genieße. Die Gräfin, eine Dame von vierzig Jahren und Mutter von zwölf Kindern, nennt er die Krone des Hauses, findet ihren Verstand vortrefflich gebildet und ihren Charakter Ehrfurcht und Liebe einflößend, und schätzt sie als liebevolle Mutter, treffliche Gattin und sorgsame Hausfrau. Minder aufgeräumt schien ihm der Kopf des Grafen, der die letzten Campagnen des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte und immer noch viel Liebe zum Militär zeigte, bisweilen sehr sonderbare Einfälle hatte, übrigens aber von gutem Charakter, jovialisch und voll komischer Laune war.

Von den zwölf Sprößlingen dieser Ehe lebten noch zehn, acht derselben im Hause; die zwei ältesten Söhne waren abwesend. Von den drei ältern Töchtern hatte jede ihre Vorzüge, die zweite, etwa sechzehnjährige, vereinigte alles, was man von Reiz und Grazie des Geistes und Körpers denken konnte; die jüngste, zehnjährige, verband mit vielen Talenten und Annehmlichkeiten viel Eigenliebe und Selbstgefühl, welche letztere Schleiermacher unter der Hand ein wenig zu beugen suchte. Eigentlichen Unterricht gab er nur den drei ältern Grafen und fühlte sich am meisten zu dem vierzehnjährigen Grafen Louis hingezogen, mit dem er oft außer den Unterrichtsstunden redet und plaudert. Die Lage von Schlobitten fand er angenehm; eine gute Bibliothek war im Hause, gute Gesellschaft in der Nähe, und so hoffte der junge Hauslehrer in seinem Wirkungskreise wenigstens im Sommer „so selig zu sein, als man im Himmel nur sein kann".

Schleiermacher predigte öfter in Schlobitten und wurde gern gehört, machte auch einmal einen kurzen Aufenthalt in Königsberg und besuchte dort den berühmten Kant. Am liebsten war ihm das Leben mit der Grafenfamilie, sodaß er im August 1791 schreibt: „Es sind alles so gute Menschen, und es ist eine so lehrreiche und zugleich so liebe Schule. Mein Herz wird hier ordentlich gepflegt

und braucht nicht unter dem Unkraut kalter Gelehrsamkeit zu welken, und meine religiösen Empfindungen sterben nicht unter theologischen Grübeleien; hier genieße ich das häusliche Leben, zu dem doch der Mensch bestimmt ist, und das wärmt meine Gefühle. Wie ganz anders wäre das gewesen, wenn ich z. B. in Berlin an irgendeiner Schule unter kalten zusammengezwungenen Menschen freundlos hätte leben müssen. Gern geb' ich dafür das Wenige, was ich an Kenntnissen vielleicht einbüße. Dabei lerne ich Geduld und eine Geschmeidigkeit, die aus dem Herzen kommt und in der Dankbarkeit für geselliges Glück gegründet ist; ich lerne mich und andere kennen, ich habe Muster der Nachahmung und fühle, daß ich ein besserer Mensch werde."

Im Mai 1792 schreibt Schleiermacher in einem übrigens sehr jovialen Briefe seinem Freunde Catel, mit einer Pfarre stehe es für ihn auf schwachen Füßen, weil es ihm gerade an dem Theile fehle, der zu einer Pfarre am nöthigsten sei, nämlich an der Brust, die er früher zu den stärksten auf der Welt gerechnet habe. Eine Professur spare die Lunge auch nicht gerade, und so wisse er nicht recht, an was er denken müsse.

Im November des gleichen Jahres wünscht er sich nach Berlin, nicht weil seine Verhältnisse in Schlobitten „weniger Elysium seien als früher,

sondern weil sie, wie es auf Erden immer der Fall sei, es nie vollkommen gewesen". Den Aeltern gegenüber hätte er immer viel Schonung haben müssen, und da nun die Kinder älter werden, ändern leicht gewisse Umstände und es gäbe Dinge, die leicht Dissonanzen und Verstimmungen herbeiführen können. Indessen sei er den meisten Personen der Familie von Herzen gut, und es werde ihn viel kosten, sie zu verlassen, wenn auch eine passende Stelle sich zeigen würde.

Im Mai 1793 trat denn wirklich eine solche vorausgesehene Dissonanz ein: bei einem Widerspruch wurde der Graf heftig und sprach ein deutliches Wort von Abschied. Das adeliche und militärische Wort war nicht wohl zurückzunehmen, und da der Hauslehrer nicht wünschte, in eine abhängige und unangenehme Lage zu kommen, so konnte er es auch nicht zurückbitten. Man trennte sich im Juni unter vielen Versicherungen von Achtung und Freundschaft; Schleiermacher fühlte wohl, daß er von lieben Menschen scheide und auch, daß er die herzliche Liebe und Achtung aller guten Menschen mitnehme. Er schrieb über den ganzen Vorfall offen und ehrlich an den Hofprediger Sack und bat ihn um seine Mithülfe zu einer andern Stellung; denn die Amtlosigkeit werde ihm gewaltig schwer werden.

Zunächst reiste Schleiermacher nach Landsberg, wo er Verwandte besuchte, und dann nach Drossen

zu seinem treuen Onkel Stubenrauch. Den ganzen Monat August brachte er in Berlin zu, theils um zu sehen, was für einen Eindruck seine Entfernung von Schlobitten auf Sack und andere gemacht habe, theils um sich auf die Lauer zu legen, ob nicht irgendetwas sich aufthun möchte. Sack empfing ihn sehr freundschaftlich, lud ihn oft in den Cirkel seiner Familie ein, interessirte sich bestens für den jungen Candidaten und verschaffte ihm eine Stelle am Friedrich-Werderschen Gymnasium, das unter Gedike's alleiniger Direction stand. Er hatte an dieser Stelle wöchentlich acht bis zehn Stunden zu geben und alle Vierteljahre ein paar Abhandlungen einzureichen. Die Einnahme war gering, nur 120 Thlr. und keine freie Wohnung, dagegen viel Gelegenheit, durch Stunden Geld zu verdienen; Sack und Gedike versprachen dafür zu sorgen, daß es ihm daran nicht fehlen sollte, ermunterten ihn auch zum Schreiben, damit er bekannt werde, was ihm aber weder zu Sinnen noch von der Hand gehen wollte.

Nachdem Schleiermacher noch einige Wochen in Drossen verlebt und da weniger gethan, als er gewollt, trotz all der freien Zeit, die er gehabt hatte, begab er sich Ende September nach Berlin, wo er an der sehr gepriesenen Gedike'schen Anstalt doch sehr viel „Ungezogenheiten" fand und die unangenehme oder, wie er sie nannte, schnurrige

Stundeneintheilung dadurch verbesserte, daß er zwischenhinein im Kornmesser'schen Waisenhause Unterricht ertheilte. Diese Stellung sagte ihm aber nicht zu, und er war froh, ein halbes Jahr später nach Landsberg an der Warthe zu gehen und dort bei einem seiner Verwandten, dem Prediger Schumann, Gehülfe zu werden. Vater und Onkel freuten sich über diese Versetzung, und gar zu gern hätte ihm ersterer Möbel gesandt, wenn er selbst nicht oft in Noth gewesen wäre, wie seine angewachsene Familie zu erhalten.

Der gute und ausgesöhnte Vater starb in gleichem Jahre, was Schleiermacher in tiefe Trauer versetzte. Er schrieb seiner Schwester Charlotte: „Ich habe gar nicht den Muth, von der traurigen Begebenheit mit Dir zu reden, die der Himmel über uns verhängt hat; ich kann Dir nichts zurückgeben als den traurigen Widerhall Deiner eigenen Klage — auch das kann ich nicht einmal. Seine liebevolle zärtliche Seele steht in tausend Bildern vor mir, und ich kann mich in die traurige Gewißheit noch gar nicht finden, daß das alles verschwunden ist. Wir haben ein seltenes Glück besessen und verloren, einen Freund, der von Anfang unsers Lebens bewährt gefunden ist und den wir nun ohne alle Beimischung von weniger edeln Antrieben ehren und lieben und für ihn beten konnten. . . . Mit uns, meine Liebe, bleibt es übrigens dabei, daß

wir das Band unserer Freundschaft noch enger zusammenziehen, daß wir uns noch fester aneinander halten, da wir eine solche Stütze verloren haben, und daß wir uns oft auf den hinweisen, der uns verlassen hat. Friede, Friede mit seiner Asche und Wohlgefallen seiner Seele an seinen Kindern!“

Im Jahre 1796 wurde Schleiermacher Prediger an der Charité in Berlin; seine Einnahme war außer ganz freier Station (worunter Holz, Wäsche, Licht, Essen, Trinken) 250 Thlr. Gehalt und circa 20 Thlr. Accidentien und ein Recht auf Beförderung nach drei oder vier Jahren. Die Stellung war eine schwierige, und Sack hegte Besorgniß für die Gesundheit des Angestellten. Dieser suchte alles zu thun, was seinen eher schwächlichen Körper stärken konnte. So badete er eine Zeit lang mit seinem Bruder Karl jeden Morgen vor dem Frühstück in den ziemlich kalten Fluten der Panke und fühlte sich nachher äußerst wohl und heiter und zum Arbeiten aufgelegt.

Der Bruder trat nachmals in Westfalen, dem Vaterlande der Schleiermacher, als Chemiker in Condition und bereitete durch seine Wegreise Friedrich eine große Leere. Seine Schwester Charlotte, lebhaften Geistes und warmen Herzens, echte Herrnhuterin in ihrer ganzen Bildung, stand ihm sehr nahe; beide Geschwister correspondirten fleißig zusammen und unterhielten so ein ganz inniges Verhältniß.

Um diese Zeit lernte Schleiermacher Friedrich Schlegel kennen, mit dem er von 1798—1813 in mehr oder minder freundschaftlichem Verhältnisse stand. Schleiermacher gehörte nicht zu den früh Fertigen, sondern zu den stets Werdenden, zu den sich Durcharbeitenden aus gärendem Jugenddrang zur ruhigen Mannesklarheit. Auch er hat seine Sturm- und Drangperiode durchgemacht und ihr manchen Tribut bezahlen müssen. So gehörte er denn eine Zeit lang dem nicht immer sittlich-ernsten „Romantischen Kreise“ jener Zeit an und nahm erst für gut, was er später verwerfen mußte. Er hing mit jugendlichem Enthusiasmus an seiner Partei und ihrer idealistischen Weltanschauung; allein sein klarer Verstand durchschaute nachmals die Uebertreibung, Phantasterei, den Epikuräismus und Katholicismus seiner Genossen, und seine ernste Sittlichkeit mußte sich von einer Doctrin abwenden, die niemand Heil bringen konnte, sondern die ihr Angehörigen selbst zu Grunde richtete, weil jene die sittliche Ordnung mit ironischer Verachtung übersprangen und in Genußsucht und Regellosigkeit ihr Glück suchten.

Wie ganz verschieden von den ersten Urtheilen über Friedrich Schlegel lauten seine spätern! Im Anfange seiner Bekanntschaft mit diesem jungen Manne schreibt er an seine Schwester: „Schlegel ist ein junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, von so

ausgebreiteten Kenntnissen, daß man nicht begreifen kann, wie es möglich ist, bei solcher Jugend so viel zu wissen, von einem originellen Geist, der hier, wo es doch viel Geist und Talente gibt, alles sehr weit überragt, und in seinen Sitten von einer Natürlichkeit, Offenheit und kindlichen Jugendlichkeit, deren Vereinigung mit jenem allen vielleicht das Wunderbarste ist. Er ist überall, wo er hinkommt, wegen seines Witzes sowol als wegen seiner Unbefangenheit der angenehmste Gesellschafter; mir aber ist er mehr als das, er ist mir von sehr großem, wesentlichem Nutzen. Ich bin zwar hier nie ohne gelehrten Umgang gewesen und für jede einzelne Wissenschaft, die mich interessirt, hatte ich einen Mann, mit dem ich darüber reden konnte. Aber doch fehlte es mir gänzlich an einem, dem ich meine philosophischen Ideen so recht mittheilen konnte und der in die tiefsten Abstractionen mit mir hineinging. Diese große Lücke füllt er nun aufs herrlichste aus; ich kann ihm nicht nur, was in mir ist, ausschütten, sondern durch den unversiegbaren Strom neuer Ansichten und Ideen, der ihm unaufhörlich zufließt, wird auch in mir manches in Bewegung gesetzt, was geschlummert hatte. Kurz für mein Dasein in der philosophischen und literarischen Welt geht seit meiner nähern Bekanntschaft mit ihm gleichsam eine neue Periode an. Ich sage, seit meiner n ä h e r n Bekanntschaft;

denn obgleich ich seine Philosophie und Talente weit eher bewundern lernte, so ist es doch eine Eigenheit von mir, daß ich auch in das Innere meines Verstandes niemand einführen kann, wenn ich nicht zugleich von der Unverdorbenheit und Rechtschaffenheit seines Gemüths überzeugt bin. Ich kann mit niemand philosophiren, dessen Gesinnungen mir nicht gefallen. Nur erst, nachdem ich hiervon so viel Gewißheit hatte, als man mit gesunden Sinnen aus dem Umgang und kleinen Aeußerungen eines Menschen schöpfen kann, gab ich mich ihm näher und bin jetzt sehr viel mit ihm. Er hat keine sogenannte Brotwissenschaft studirt, will auch kein Amt bekleiden, sondern, solange es geht, spärlich, aber unabhängig von dem Ertrag seiner Schriftstellerei leben, die lauter wichtige Gegenstände umfaßt und sich nicht so weit erniedrigt, um des Brotes willen etwas Mittelmäßiges zu Markte zu bringen. An mir rupft er beständig, ich müßte auch schreiben, es gäbe tausend Dinge, die gesagt werden müßten und die gerade ich sagen könnte; und besonders seit er mich in unserer geschlossenen Gesellschaft eine kleine Abhandlung hat vorlesen hören, läßt er mir keinen Tag Ruhe. Wir kauen jetzt an einem Project, daß er jetzt auf Neujahr zu mir ziehen soll, und ich würde mich königlich freuen, wenn das zu Stande käme; denn jetzt kostet mich jeder Gang

zu ihm hin und zurück immer eine Stunde Wegs. Notabene den Vornamen hat er von mir, er heißt Friedrich; er gleicht mir auch in manchen Naturmängeln, er ist nicht musikalisch, zeichnet nicht, liebt das Französische nicht und hat schlechte Augen. Seit acht Tagen habe ich einen großen Theil meiner Vormittage, die ich sonst sehr heilig halte, bei ihm zugebracht, um eine philosophische Lectüre mit ihm zu machen, die er nicht gut aus den Händen geben konnte."

Im December 1797 zog Friedrich Schlegel zu Schleiermacher und machte diesem durch sein Einziehen große Freude. Dieses ganz nahe Zusammenleben, welches andere Freunde scherzweise eine Ehe nannten, machte aber doch letztern die Schwächen des erstern bemerken; allein sie störten ihn noch nicht. Wie lieb war es Schleiermacher, nur die Thür öffnen zu können, um mit einer vernünftigen Seele zu reden, einen Guten Morgen austheilen und empfangen zu können, sobald er erwachte, jemand gegenüber bei Tische sitzen zu haben, die gute Laune, die er abends mitzubringen pflegte, früh jemand mittheilen zu können. Schlegel's Geist findet er den eigenen durchaus überragend, sodaß er nur mit Ehrfurcht von ihm sprechen könne. „Wie schnell und tief er eindringt in den Geist jeder Wissenschaft, jedes Systems, jedes Schriftstellers, mit welcher hohen und un-

parteiischen Kritik er jedem seine Stelle anweist, wie seine Kenntnisse alle in einem herrlichen System geordnet dastehen und alle seine Arbeiten nicht von ungefähr, sondern nach einem großen Plan auf-einander folgen, mit welcher Beharrlichkeit er alles verfolgt, was er angefangen hat — das weiß ich alles erst seit dieser kurzen Zeit völlig zu schätzen, da ich seine Ideen gleichsam entstehen und wachsen sehe. In Bezug auf sein Gemüth ist er äußerst kindlich, offen und froh, naiv in allen seinen Aeußerungen, etwas leichtfertig, ein tödlicher Feind aller Formen und Plackereien, heftig in seinen Wünschen und Neigungen, allgemein wohlwollend, aber auch, wie Kinder oft zu sein pflegen, etwas argwöhnisch und von mancherlei Antipathien. Sein Charakter ist noch nicht so fest und seine Meinungen über Menschen und Verhältnisse noch nicht so bestimmt, daß er nicht leicht sollte zu regieren sein, wenn er einmal jemand sein Vertrauen geschenkt hat. Was ich aber doch vermisse, ist das zarte Gefühl und der feine Sinn für die lieblichen Kleinigkeiten des Lebens und für die feinen Aeußerungen schöner Gesinnungen, die oft in kleinen Dingen unwillkürlich das ganze Gemüth enthüllen. So wie er Bücher mit großer Schrift mag, so auch an den Menschen große und starke Züge. Das blos Sanfte und Schöne fesselt ihn nicht sehr, weil er zu sehr nach der Analogie seines eigenen

Gemüths alles für schwach hält, was nicht feurig und stark erscheint. So wenig dieser eigenthümliche Mangel meine Liebe zu ihm mindert, so macht er es ihm doch unmöglich, ihm manche Seite meines Gemüths ganz zu enthüllen und verständlich zu machen. Er wird immer mehr sein als ich, aber ich werde ihn vollständiger fassen und kennen lernen als er mich. Sein Aeußeres ist mehr Aufmerksamkeit erregend als schön. Eine nicht eben zierlich und voll, aber doch stark und gesund gebaute Figur, ein sehr charakteristischer Kopf, ein blasses Gesicht, sehr dunkles, rund um den Kopf kurz abgeschnittenes, ungepudertes und ungekräuseltes Haar und ein ziemlich uneleganter, aber doch feiner und gentlemanmäßiger Anzug — das gibt die äußere Erscheinung meiner damaligen Ehehälfte."

Im Mai macht Dorothea Veit Schleiermacher Vorwürfe, daß er für Schlegel nicht wäre, was er ihm sein könne, daß er über sein Thun und seine Werke nicht offen gegen ihn wäre, sein Gemüth nicht schone. Im gleichen Monat kam Schlegel's Bruder, August Wilhelm Schlegel, der Uebersetzer Shakspeare's, nach Berlin, sagte aber Schleiermacher nicht zu, weil es ihm bei viel Kenntnissen, künstlerischem Geschick und sprudelndem Witz doch an Tiefe und Innigkeit fehle. Sie schrieben sich nachher bisweilen höfliche Briefe über wissenschaftliche Aufgaben und Fragen.

Im Jahre 1799 brachte Schleiermacher einige Monate in Amtsgeschäften in Potsdam zu; Friedrich Schlegel wohnte mit seinem Bruder in Jena, und da vollendete letzterer im April seine „Lucinde", über welche Schleiermacher „Briefe" herausgab. Dorothea Veit schreibt an Schleiermacher: „Was «Lucinde» betrifft — ja was «Lucinde» betrifft! Oft wird mir es heiß und wieder kalt ums Herz, daß das Innerste so herausgeredet werden soll — was mir so heilig war, so heimlich, jetzt nun allen Neugierigen, allen Hassern preisgegeben..... Ach es ist nicht die Kühnheit, die mich erschreckt. Die Natur feiert auch die Anbetung des Höchsten in offenen Tempeln und durch die ganze Welt — aber die Liebe? Ich denke aber wieder, alle diese Schmerzen werden vergehen mit meinem Leben, und das Leben auch mit; und alles, was vergeht, sollte man nicht so achten, daß man ein Werk darum unterließe, das ewig sein wird. Ja dann erst wird die Welt es recht beurtheilen, wenn alle diese Nebendinge wegfallen." Dorothea hatte viel Vertrauen zu Schleiermacher, und dieser gab sich viel Mühe, in seinen Briefen über die „Lucinde" das Buch seines Freundes zu richtigem Verständniß zu bringen. Ueber diese Briefe schreibt ihm Dorothea: „Das muß ich Ihnen aber doch sagen, daß sie mir wenigstens so kühn wie die «Lucinde» selbst zu sein scheinen, und daß sie der Welt

hoffentlich mit ihrer Gründlichkeit vollends den Kopf verrücken werden.“ Sie zogen Schleiermacher viel böse Urtheile zu, und als ihm 1801 der Hofprediger Sack schrieb, er könne den Geschmack, den er an vertrautern Verbindungen mit Personen von verdächtigen Grundsätzen und Sitten zu finden scheine, mit seinen Vorstellungen von dem, was ein Prediger sich und seinen Verhältnissen schuldig sei, nicht vereinen: da antwortete Schleiermacher, daß er diese Worte nur auf Friedrich Schlegel beziehen könne; Schlegel habe die „Lucinde“ geschrieben, ein Buch, welches man nicht, ohne wieder ein Buch zu schreiben, gründlich vertheidigen könne, und welches er auch nicht ganz vertheidigen möchte, weil es neben vielem Lobenswürdigen und Schönen manches enthalte, was er nicht billigen könne; aber ob es denn wirklich verderbte Grundsätze und Sitten anzeige? „Wenn jemand eine Theorie, die er sich über den Umfang der poetischen Darstellung gemacht hat, in einem Beispiel ausdrücken will, so hat das mit seinem Charakter nichts zu schaffen. Und unsittliche Nebenabsichten oder unwillkürliche Ausbrüche innerer Unsittlichkeit habe ich für mein Theil in der «Lucinde» nicht gefunden, wol aber in vielen deutschen und französischen Dichtern, die niemand verketzert und beschimpft. . . . . Nie werde ich der vertraute Freund eines Menschen von verwerflichen Gesin-

nungen sein; aber nie werde ich aus Menschenfurcht einem unschuldig Geächteten den Trost der Freundschaft entziehen; nie werde ich meines Standes wegen, anstatt nach der wahren Beschaffenheit der Sache zu handeln, mich von einem Schein, der andern vorschwebt, leiten lassen. Einer solchen Maxime zufolge würden ja wir Prediger die Vogelfreien sein im Reiche der Geselligkeit; jede Verleumdung gegen einen Freund, wenn sie gut genug ersonnen war, um Glauben zu finden, könnte uns von ihm verbannen. Vielmehr ist das Ziel, welches ich mir vorgesetzt habe, dieses, durch ein untadelhaftes, gleichförmiges Leben es mit der Zeit dahin zu bringen, daß nicht von einem unverschuldeten übeln Ruf meiner Freunde ein nachtheiliges Licht auf mich zurückfallen kann, sondern vielmehr von meiner Freundschaft für sie ein vortheilhaftes auf ihren Ruf."

So treu, so lauter und sittlich ernst, so fest in sich selbst und unabhängig von fremder Meinung zeigte sich Schleiermacher durch sein ganzes Leben; seine Treue gegen Freunde brachte ihn, wie oft! in Mitleidenschaft; offen und wahr sagte er ihnen ihre Schwächen und Fehler und arbeitete an seiner eigenen Vervollkommnung um so mehr, damit auch der Freund gehoben werde. Es plagte ihn, daß Friedrich Schlegel und Dorothea nicht vermählt waren, und er drang bei ihrem intimen

Zusammenleben auf Trauung; er litt mit ihnen, wenn die Welt sie leise und laut schmähte; er hätte gern ihrer ökonomischen Noth abgeholfen, wenn er nur selber mehr als das Nöthigste gehabt hätte. Er übersetzte gemeinschaftlich mit Friedrich Schlegel den Plato; wie oft mußte er da den Freund an ein gegebenes Versprechen erinnern, ihn zur Arbeit anregen!

Im April 1801 schreibt Schleiermacher: „Du hast mir freilich wieder einmal geschrieben, lieber Freund; aber ich kann nicht sagen, daß ich, was unsere und Deine literarischen Arbeiten betrifft, sonderlich davon erbaut wäre. Ja, wenn ich aufrichtig sein soll, muß ich Dir gestehen, daß Du durch die Art, wie Du den Plato und meinen Antheil daran behandelst, das Mögliche thust, um mir die Lust zur ganzen Sache zu verleiden. Ich bot diesem Werke so gern die Hand, nicht weil ich glaubte, daß es durch meinen Antheil besser würde, sondern weil ich mich innerlich freute, etwas Gemeinschaftliches mit Dir zu vollbringen, und nebenbei weil ich hoffte, die Rücksicht auf diese Gemeinschaft würde Dich zu etwas mehr Ordnung und Stetigkeit in der Sache bewegen. Beides ist, wie ich sehe, gar nicht der Fall; Du treibst den gewohnten Wechsel zwischen eilfertigen Anstalten und langen Zögerungen, zuversichtlichen Verheißungen an den Verleger und leeren Vertröstungen

ebenso ungestört, als ob Du allein interessirt wärest. Und mit der Gemeinschaft will es auch nicht viel sagen. Auf meine Thätigkeit nimmst Du keine Rücksicht: keine Zeile Erwiderung auf alles, was ich schon gegen Dich geäußert habe; kein Schatten eines Urtheils über alles, was Du nun seit länger als einem Monat von mir in Händen hast, sodaß ich nicht einmal weiß, ob Du es schon gelesen hast oder nicht. . . . . Und von Deinem Thun erfahre ich gar nichts. Kein Wort davon, ob Du schon etwas an Parmenides gearbeitet hast oder nicht, ob Du die Abhandlung über das Studium noch voranschicken willst, wie ich wiederholt gebeten habe, oder nicht; ja nicht einmal, was schon da ist — ich meine die Dissertation, die denn doch Ideen enthalten muß — theilst Du mir mit, welches ich, wenn ich nicht so hohe Begriffe von Deiner Nachlässigkeit hätte, eher für absichtlich halten müßte, besonders da Du nur eben ein Packet an Wilhelm geschickt hast."

Im Jahre 1803 mußte, weil ihn Schlegel im Stich ließ, Schleiermacher die Verpflichtung übernehmen, den Plato allein auszuführen; ein Werk, das wenigstens zehn Jahre Leben erforderte, in einem Moment, wo Schleiermacher innerlich und dann auch äußerlich so sehr litt, daß er an einen nahen Tod glaubte.

In das „Athenäum", ein Journal, das die beiden Schlegel zusammen herausgaben, lieferte

Schleiermacher wenig, correspondirte aber oft über den Stoff und Erfolg jenes Blattes mit den Brüdern. Das freundschaftliche Verhältniß hatte bald eine höhere, bald eine niedere Temperatur, immer aber zeigte sich Schleiermacher voll Treue und liebevoller Theilnahme am innern und äußern Gedeihen des Freundes. Des letztern Heftigkeit und Ungeduld besonders führte oft Störungen und Verstimmungen herbei; so sagt Schleiermacher zur Herz: „Wie ich mit Friedrich stehe, weiß ich eigentlich nicht; es drückt mich gewaltig. Unsere Gemüther sind wol recht füreinander, Friedrich's und meines, nur nicht auf die Art wie Ihres und meines, sondern eben, insofern sie einander nicht ähnlich, zur Ergänzung. Daß man unter diesen Umständen nicht so leicht auf den rechten Punkt zusammenkommt, ist natürlich; aber es kann doch gehen und muß gehen, wenn Schlegel's Heftigkeit und Ungeduld uns nicht aus dem Wege bringt. Ich weiß nicht, ob er ein solch heruntergebrachtes Verhältniß leiden kann, ich kann es nicht und werde mir nächstens das Herz fassen, wieder mit ihm zu reden. Es ist nur so übel, daß ich ihn ungern jetzt auf eine Art afficiren möchte, die ihn beunruhigt, weil es einen solchen Einfluß auf seine Arbeiten hat. Ach es ist ein großes Elend!" Und ferner: „Ich kann von ihm sagen, daß er mir Freuden und Leiden gewährt hat, die mir

niemand schaffen konnte, und wenn es jemals geschehen sollte, daß die Verschiedenheiten unserer Denkungsart, die tief in unserm Innern liegen, sich mehr entwickelten und uns klarer würden als unsere ebenso große und merkwürdige Uebereinstimmung in manchen andern Punkten, wenn dies jemals, wie es bei Schlegel's angeborener Heftigkeit wol möglich ist, unser Verständniß auf eine Zeit lang unterbräche und störte, so werde ich ihn doch immer herzlich lieben und den großen Einfluß, den er auf mich gehabt hat, dankbar erkennen."

Im Jahre 1802 zog Schlegel nach Dresden, 1803 nach Paris, versank immermehr in Katholicismus und Epikuräismus, „sprach wie ein Kapuziner und lebte wie ein Epikuräer, und stieß mit seinem apokalyptischen Orakelton, womit er sich und andere belügen wollte, selbst seine intimsten Freunde ab". Seine Briefe an Schleiermacher wurden immer seltener; 1806 schrieb der ökonomisch ganz verkommene und literarisch mit Deutschland zerfallene Mann mit jenem Mangel an Zartgefühl und innerer Würde, der ihm aber immer eigen war: „Du mußt mir jetzt einmal thätig helfen. Meine Lage ist nun nach drei Jahre langer Anstrengung endlich die, daß alle meine wesentlichen Plane mislungen sind, alle Hülfsmittel für jetzt abgeschnitten, nicht auf vierzehn Tage mehr zu leben und keine Aussicht für den Winter, Schulden an sich nicht viele, aber

doch für meine Lage drückend genug. Du bist frei, unabhängig, in einer guten Lage. Vielleicht kannst Du mir helfen. Weißt Du mir 30—40 Friedrichsdor auf keine andere Sicherheit als mein Leben und Deine Empfehlung für zwei oder doch für ein Jahr zu schaffen, so ist das Meiste geschehen. Denn wenn ich nur bis zum Frühjahr durchkomme, so will ich mir dann schon wieder eher helfen. Ich sollte eigentlich sagen: hilf mir, Du mußt; wenn Du aber glaubst, daß ich es nicht sagen kann, so erspare mir wenigstens den Erweis der Unmöglichkeit. Kannst Du das nicht, so thu' wenigstens etwas und borge mir aus Deinen Mitteln 10 oder 15 Friedrichsdor; dies wirst Du doch wol können. Meine Verlegenheit ist unbeschreiblich groß." Im Jahre 1813 schreibt Schlegel von Wien aus, wo er im Hauptquartier des Erzherzogs Karl angestellt war, seine politische Meinung, und fordert Schleiermacher ein politisches Glaubensbekenntniß ab; die Ansichten in dieser Beziehung waren so verschieden, als ihre übrigen es geworden waren. Schleiermacher blieb seinem Freunde treu; allein an ein intimes Verhältniß war nicht mehr zu denken.

Durch die Schlegel und ihr „Athenäum" war Schleiermacher auch mit Fichte, Tieck und Hardenberg (Novalis) bekannt geworden, ohne in ein vertrauteres Verhältniß mit einem derselben zu treten. Fichte's Weltanschauung, welche den Idealismus

vom Realismus so scharf trennt, mußte dem Spinozianer entgegenstehen; persönlich zog ihn jener nicht gerade an. Tieck stellte er in literarischer Hinsicht hoch; er sagt zur Herz: „Was Sie von Tieck in den Zeitungen gelesen haben, weiß ich nicht; mir ist nichts dergleichen vorgekommen; aber übermüthig wird er nicht werden durch das Lob, weil er die Menschen viel zu sehr verachtet. Uebrigens überzeuge ich mich, daß er sehr viel ist für die deutsche Literatur, und zwar etwas, was weder Goethe, noch Schiller, noch Richter sein können, und was vielleicht außer ihm jetzt niemand sein kann; müßte er sich nur nicht auch mit seinen Arbeiten eilen.“ Hardenberg stand seinem Gemüth am nächsten, und er bedauerte aufrichtig seinen frühen Tod. —

Gehen wir nun wieder um mehrere Jahre zurück, um das Entstehen und die Entwickelung eines andern, sehr intimen und edeln Verhältnisses zu beobachten, das großen Einfluß auf das Leben unsers so sehr der Freundschaft und Liebe bedürftigen Theologen ausübte. Wir haben es diesmal nicht mit einem Manne der Wissenschaft oder Kunst, sondern mit einer so schönen als geistigen und edeln Frau zu thun, mit Henriette Herz, der weiblichen Zierde Berlins.

„Eigentlich gibt es doch keinen größern Gegenstand des Wirkens als das Gemüth, ja überhaupt keinen andern, wirken Sie etwa da nicht? O Sie

Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur!" schreibt Schleiermacher von Landsberg aus in einem seiner ersten Briefe an die Herz. Und gerade deswegen, weil Schleiermacher selbst so reichen Gemüths war und im Einfluß und Wirken des Gemüths auf andere das schönste Lebensglück erkannte, gerade deswegen pflegte er fast mehr noch die Freundschaft mit Frauen als mit Männern; freilich mußten jene sittlich oder geistig bedeutend sein, sein Interesse und seine Theilnahme erregen und ein sinniges und gemüthvolles Verständniß ermöglichen. Er schreibt an seine Schwester: „Es liegt sehr tief in meiner Natur, daß ich mich immer genauer an Frauen anschließen werde als an Männer; denn es ist so vieles in meinem Gemüth, was diese selten verstehen." Und an Eleonore G.: „Nur durch die Kenntniß des weiblichen Gemüths habe ich die des wahren menschlichen Werths gewonnen." Und wie tief sein Bedürfniß war, geliebt und von einem reichen Gemüth erfaßt zu werden, sagen wol am besten seine Worte an die Herz: „Ach, Liebe, thun Sie Gutes an mir und schreiben Sie mir fleißig. Dies muß mein Leben erhalten, welches schlechterdings in der Einsamkeit nicht gedeihen kann. Wahrlich, ich bin das allerabhängigste Wesen auf der Erde, ich zweifle sogar, ob ich ein Individuum bin. Ich strecke alle meine

Wurzeln und Blätter aus nach Liebe; ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht mit vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk. Das ist meine innerste Natur, es gibt kein Mittel dagegen und ich möchte auch keins.“ In dieser Briefstelle liegen, wie stets bei Schleiermacher, tiefe Empfindung und Humor dicht beisammen.

Wer und wie war nun aber diese Frau, welche einen Schleiermacher so sehr anzog und seine Freundschaft für das ganze Leben zu fesseln verstand, ja sie ihm auch dann noch zum Bedürfniß machte, als er mit einer andern Frau aufs innigste ehelich verbunden war?

Henriette Herz, zu Berlin am 5. Sept. 1764 geboren, war die Tochter des Arztes de Lemos, eines Juden von portugiesischer Abkunft. Der Vater war ein schöner, stattlicher, stets reich und zierlich gekleideter Mann, der die Gesetze des Judenthums streng befolgte, daneben sehr milde und besonders gegen die Kinder stets sanft und herzgut war. Nicht so die Mutter, welche ein Augenübel um so mehr verstimmte, als es ihr nicht nur Schmerzen brachte, sondern auch die Schönheit raubte, deren sie sich früher zu erfreuen hatte. In dieser Verstimmung wurde sie denn oft und besonders gegen die Kinder heftig; daneben war sie eine gute, thätige Hausfrau, freundliche

Helferin für bedrängte Mitmenschen, mit viel gesunder Vernunft begabt und, wenn selbst auch nicht sehr unterrichtet, wissenschaftliche Ausbildung doch hoch schätzend, gern Belehrendes aufnehmend und vermöge eines sehr guten Gedächtnisses festhaltend.

Henriette, ein sehr lebhaftes Kind, immer springend und laufend und nie im eigentlichen Sinne des Wortes gehend, erregte häufig die Unzufriedenheit der ordnungsliebenden und aufbrausenden Mutter; aber die äußerste Strenge der letztern wirkte, weil gar zu oft wiederkehrend, weitaus nicht so eindringlich als der leiseste Vorwurf des gütigen Vaters. Lauteten die Berichte der Mutter über die Tochter so schlimm, daß jener sich genöthigt sah, dieser den am Sabbat üblichen Segen zu verweigern, so umfaßte sie, der Verzweiflung nahe, so lange weinend des Vaters Knie, bis er ihn gewährte.

Günstiger als die oft zu weit gehende Milde des Vaters und die übergroße Strenge der Mutter wirkte das schöne eheliche Verhältniß zwischen beiden. Nie war die Mutter dem Vater gegenüber heftig; sie liebte ihn im Gegentheil fast bis zur Anbetung und fand die innigste Erwiderung. Das schöne Verhältniß zwischen den Aeltern fand Nachahmung in dem geschwisterlichen Verkehr, und so gewährte denn das ganze Haus ein freundliches

Bild innigen und förderlichen Familienlebens, was natürlich die Gemüthsentwickelung Henriettens begünstigte. Früh schon vereinte diese die liebevolle Gesinnung des Vaters mit der Werkthätigkeit der Mutter, brachte kleine Summen zusammen, um sie zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden, und zeigte dabei eine Entschlossenheit, die von einer frühen Ausbildung des Charakters zeugte.

Ebenso früh entwickelte sie sich körperlich, und da sie auffallend schön war, zog sie allüberall die Aufmerksamkeit auf sich. Alles huldigte schon dem jungen Mädchen: bei einem Fest mußte die schöne Henriette die Hauptrolle spielen; spielte sie Klavier, so lobte man das Spiel, weil sie schön war; tanzte sie, so stieg man auf Stühle, um sie tanzen zu sehen. Wie viel, um die Eitelkeit zu erregen und zu nähren!

In ihrem Unterricht herrschte durchaus keine Planmäßigkeit; bald trieb sie Musik und bald nicht, lernte zu Hause schreiben, rechnen, Geographie, französisch und vor allem hebräisch, übersetzte damals schon das Alte Testament nebst einigen Commentatoren aus der Ursprache ins Deutsche und zeigte dabei viel Sprachtalent. Als man ihrer frühen Verheirathung entgegensah, dachte man, es könnte dem Gatten wünschenswerth sein, daß seine Frau auch nähen und stricken könne, und schickte sie in eine Nähschule.

Henriette war gerade zwölf Jahre alt, aber für ihr Alter sehr groß und entwickelt, als ein älterer portugiesischer Jude um das schöne Mägdlein warb und dabei viel von seinen Mohren, Schätzen und Papagaien sprach. Die Aeltern gaben dem Werber wenigstens keine abschlägige Antwort, wenn sie auch vor der Hand noch von keiner Verehelichung wissen wollten. Aber weder Mohren, noch Schätze, noch Papagaien kamen, dagegen — verschwand der angebliche Eigenthümer derselben mit einer silbernen Dose des Vaters.

Ein halbes Jahr später zeigte sich ein anderer Freier, Dr. Marcus Herz, ein vielbeschäftigter, praktischer Arzt, geachteter Schriftsteller, einer der geistreichsten Männer Berlins, daneben mehr als das Doppelte der Jahre Henriettens zählend und nichts weniger als ein schöner Mann. Die Aeltern sagten zu, ohne die Tochter um ihre Zustimmung zu fragen. Eine Tante mußte dem Kinde eröffnen, was die Mutter aus einer innerlichen Scheu nicht selbst sagen wollte. Wenige Tage darauf fragte der Vater bei Tische seine älteste Tochter: „Mein Kind, wen möchtest du lieber heirathen, einen Doctor oder einen Rabbiner?“ Und das gute Kind sagte, dem Vater entgegenkommend: „Ein Doctor wäre mir freilich lieber.“ Das war nun eine Einwilligung, so gültig, als wäre sie durch Brief und Siegel bekräftigt. Am gleichen

Abend wurde das Kind, welches sich auf schöne Kleider, Friseur, Erhöhung des Taschengeldes und Aehnliches freute, mit Herz verlobt, nach dritthalbjährigem Brautstande vermählt.

Marcus Herz war vermöge seines geistreichen Wesens, seines Witzes und seiner geselligen Talente berechtigt und durch bedeutende Verbindungen fast genöthigt, sein Haus zu einem Mittelpunkt höherer Geselligkeit zu erheben; er bedurfte um so mehr der Gattin, die ihm entsprechend zur Seite stehen konnte, als Berufsgeschäfte ihn oft nöthigten, die Sorge für Haus und Gesellschaft ihr allein zu überlassen. So datirte denn die Entwickelung ihrer Anlagen eigentlich erst von ihrer Ehe an; nicht nur, weil bedeutende Persönlichkeiten das Haus besuchten, sondern auch, weil ihr Gatte so lange ihr Erzieher war, bis sie auf eigenen Füßen stehen und den Kreis ihres Wissens nach Wahl und Neigung erweitern konnte. Sie trieb besonders Physik und Sprachen und besaß in der Folge bedeutende Sprachkenntnisse. Von den alten Sprachen wußte sie hebräisch, griechisch und Latein, von den neuern französisch, englisch, italienisch, spanisch und schwedisch. Das Französische, Englische und Italienische sprach sie mit Geläufigkeit. Um einer nahen Verwandten zu einer Aussteuer zu verhelfen, übersetzte sie Mungo Park's „Reise in das Innere von Afrika in den Jahren 1795—97“ und Weld's

des Jüngern „Reise in die Vereinigten Staaten von Nordamerika“. Schleiermacher hatte mitgeholfen, damit die Uebersetzung zu rechter Zeit vollendet werde. Da er einen Theil des Honorars entschieden verweigerte, bat ihn die Freundin, einen längstgewünschten Schreibschrank mit vielen Behältern anzunehmen, und diese Gabe der Freundschaft war nicht auszuschlagen.

So war denn Henriette Herz nicht nur eine sehr schöne, sondern auch geistig gebildete und dabei herzgute und sittlich edle Frau. Ihre Schönheit zog ihr sehr viele Verehrer zu; ihr geistiges und gemüthliches Wesen, ihre edle Weiblichkeit fesselte edle Männer für immer und machte sie zu ihren Freunden. An ihrer Sittlichkeit brachen sich die Wogen der Leidenschaft manches jungen Mannes, so auch Börne's.

Von ihrer Ehe sagt sie: „Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältniß nennen, wenn vielleicht nicht eigentlich eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht einen Mittelpunkt seines Seins, und nächstdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir das Glück vergönnt gewesen, ich weiß, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war. Denn das Zeugniß darf ich mir geben: mein Mann wurde durch mich so glücklich, als er es überhaupt durch eine Frau werden konnte.“

Das letztere bezeugten alle, welche ihr eheliches Verhältniß näher kannten. Ludwig Börne, Zögling ihres Gatten und längere Zeit Hausgenosse, sagt, nie eine Frau gekannt zu haben, welche sich besser in einen viel ältern Mann zu schicken gewußt hätte. So blieb sie dem Gatten bis zu seinem Tode, der schon 1803 nach kurzer Krankheit erfolgte, durch die treueste, auf Achtung und Dankbarkeit gegründete Freundschaft verbündet und geistig mannichfach mit ihm verwachsen. Sein Tod erschütterte und schmerzte sie tief. Schleiermacher schreibt ihr: „Gott, meine einzige Jette, wie unerwartet schnell ist das über Dich gekommen! Alles, was so tief ins Leben eingreift, muß ernst machen. Wie viel mehr noch der Tod und besonders dieser; denn Herz' Verhältniß zu Dir und Deinem Leben war ein vielfach und wunderbar verschlungenes." Und etwas später: „Du mußt sobald als möglich suchen, Deinem Leben einen bestimmten Charakter zu geben, und zwar nicht blos einen speculativen, wie Dein Griechisch und alles Wissenschaftliche, sondern einen recht praktischen. Du mußt Dir bestimmte Zwecke vorsetzen und einen bestimmten Wirkungskreis." Und sie selbst schreibt ein halbes Jahr nach dem Tode des Gatten: „Wenn ich recht in mich hineingehe, möchte ich immer weinen. Mir ist, als könnte ich nie wieder so werden wie ich war!" So tief empfand sie,

daß ein Theil ihrer selbst in die Gruft gesenkt worden war.

Es kamen noch Sorgen anderer Art. Der Nachlaß ihres Gatten war sehr gering, und Henriette Herz hatte für eine erblindete Mutter und eine kränkliche Schwester zu sorgen. Sie wünschte Erzieherin zu werden, um die Ihrigen und sich erhalten zu können; da wurde ihr der ehrende Antrag, die Erziehung der Prinzessin Charlotte, ältesten Tochter des Königs, nachmaligen Kaiserin von Rußland, zu übernehmen. Allein ihr Uebertritt zum Christenthum wurde dabei zur Bedingung gemacht, und da die Frau voll Pietät wußte, wie tief das ihre bejahrte Mutter, eine orthodoxe Jüdin, beunruhigen würde, zog sie vor auf die Stelle zu verzichten. Erst nach dem Tode der Mutter trat sie zur christlichen Religion über. Als im Jahre 1806 der verhängnißvolle Herbst über Preußen hereinbrach, bezahlten weder die Wittwenkasse die bis dahin geflossene kleine Pension, noch die Schuldner die geringen Zinsen des Nachlasses ihres Gatten. Henriette Herz hatte wirklich Nahrungssorgen, und so wandte sie sich mit dringender Bitte an den damals in Rom weilenden Wilhelm von Humboldt, ihr in Rußland oder in Paris in dem Erziehungsinstitute St.-Cyr eine Stelle als Erzieherin zu verschaffen. Ehe eine Antwort von Rom kam, bat sie die damalige Vorsteherin jenes

Hauses, die Erziehung einer Nichte Joachim Murat's zu übernehmen. Doch auch an diese Stelle war eine Bedingung geknüpft. Henriette Herz sollte ihren Namen ändern, wogegen sich ihr Selbstgefühl und das Andenken an ihren Gatten empörte. Zudem schrieb Humboldt, eine so tüchtige deutsche Frau soll ihre edeln Kräfte dem Vaterlande widmen und nicht im Auslande verzehren. Henriette Herz ging in der Folge nach Rügen, um den Unterricht der Kinder ihrer Freundin von Kathen zu übernehmen. Daneben leistete diese hohe Frau in jenen verhängnißvollen Zeiten dem Vaterlande, was nur ein Weib ihm zu leisten im Stande war: sie scheute nicht die typhusgeschwängerte Luft der Hospitäler, die Annäherung an die Schwerverwundeten und Sterbenden; sie ward ein Engel der Lazarethe.

Ihr Kunstsinn und die Einladung hochstehender Freunde zogen sie 1817 nach Rom, wo sie viel mit Thorwaldsen, der Familie Humboldt und andern verkehrte.

Ihre spätern Jahre verlebte sie in Berlin, oft gedrückt von Nahrungssorgen, bis ihr 1845 Alexander von Humboldt beim Könige eine ausreichende Pension auswirkte. Liebe spendend und Liebe erfahrend starb die edle Frau 1847 nach kurz vorher zurückgelegtem dreiundachtzigsten Lebensjahre.

Schleiermacher's Bekanntschaft hatte sie zuerst 1794 gemacht, als er noch am Lehrerseminar an-

gestellt war, das unter Gedike's Leitung stand. Da er aber bald darauf als Hülfsprediger nach Landsberg ging, war das Zusammentreffen nur flüchtig, und erst zwei Jahre später, nach seiner Anstellung an der Charité in Berlin, wurde die Verbindung enger. Schleiermacher gefiel sich so sehr im gastlichen Hause der Herz, daß ihn weder stürmisches Winterwetter, noch der weite, beschwerliche Weg, noch die unbeleuchtete Landstraße, an welcher nur wenige Häuser in weiten Entfernungen voneinander lagen, je abschreckten, allabendlich einen Besuch zu machen. Im Knopfloch seines Rockes hatte er eine Laterne eingehakt, welche ihm die Freunde in ihrer Besorgniß um ihn geschenkt hatten.

Im Sommer 1798 schrieb Schleiermacher seiner Schwester Charlotte: „Ich lebe, ich mache andern angenehme Stunden; ich bin ihnen nützlich beiher — was kann man denn auf dieser Welt mehr thun? Am meisten lebe ich jetzt mit der Herz; sie wohnt den Sommer über in einem niedlichen kleinen Hause im Thiergarten, wo sie wenig Menschen sieht und ich sie also recht genießen kann. Ich pflege jede Woche wenigstens einmal einen ganzen Tag bei ihr zuzubringen. Ich könnte das bei wenig Menschen; aber in einer Abwechselung von Beschäftigungen und Vergnügungen geht mir der Tag sehr angenehm mit ihr hin. Sie hat mich

italienisch gelehrt oder thut es vielmehr noch; wir lesen den Shakspeare zusammen; wir beschäftigen uns mit Physik; ich theile ihr etwas von meiner Naturkenntniß mit; wir lesen bald dies, bald jenes aus einem guten deutschen Buch; dazwischen gehen wir in den schönsten Stunden spazieren und reden recht aus dem Innersten des Gemüths miteinander über die wichtigsten Dinge. So haben wir es seit dem Anfang des Frühlings getrieben und niemand hat uns gestört. Herz schätzt mich und liebt mich, so sehr wir auch voneinander unterschieden sind. Der Herz ihre Schwestern, ein paar liebe Mädchen, freuen sich so oft ich komme, und sogar ihre Mutter, eine verdrießliche und strenge Frau, hat mich in Affection genommen. Kannst Du nach diesem wol denken, daß uns von seiten unserer besten Freunde ein paar unangenehme Tage gekommen sind? .... Schlegel sowol als die Veit hatten einige Besorgniß, daß ich mich über mich selbst täuschte, daß Leidenschaft bei meiner Freundschaft gegen die Herz zum Grunde läge, daß ich das früher oder später entdecken und daß es mich unglücklich machen würde. Das war mir denn zu arg, und ich habe ausgelassen stundenlang darüber gelacht. Daß gewöhnliche Menschen von gewöhnlichen Menschen glauben, Mann und Frau können nicht vertraut sein, ohne leidenschaftlich und verliebt zu werden, das ist ganz in der Ordnung;

aber die beiden von uns beiden! So wunderbar war es mir, daß ich mich gar nicht darauf einlassen konnte, sondern nur ganz kurz Schlegel auf mein Wort versicherte, es wäre nicht so und würde auch nie so werden. Die arme Herz aber war ein paar Tage ganz zerrüttet über diesem Misverständniß. Dem Himmel sei Dank, es ist aber alles wieder im Gleichen, und wir gehen ungestört unsers Weges fort."

Als die Schwester auch Bedenken hegte wegen seines sehr intimen Verhältnisses zur Herz, liegt ihm sehr daran, sie gänzlich zu beruhigen; er versichert sie aufs treuherzigste, daß in seinem Verhältniß zu den Frauen auch nicht das Geringste sei, was auch nur mit einem Anschein von Recht übel gedeutet werden könnte. „Du wirst in allem, was ich über sie gesagt habe, nicht eine Spur von Leidenschaft angetroffen haben, und ich versichere Dich, daß ich von jeder Anwandelung dieser Art weit entfernt bin. Die Zeit, die ich mit ihnen zubringe, ist keineswegs blos dem Vergnügen gewidmet, sondern trägt unmittelbar zur Vermehrung meiner Kenntnisse und zur Anspornung meines Geistes bei, und ich bin zugleich wieder ihnen auf dieselbe Art nützlich." Er versichert sie, daß diese Verhältnisse seinen Berufspflichten durchaus nicht im Wege wären, und was den „bösen Schein" betreffe, dem er sich aussetze, so habe er darüber

seine eigenen Grundsätze; er glaube, daß es seinem Stande geradezu obliege, den Schein zu verachten; er meine damit nicht, aus leidigem Uebermuth Dinge zu thun, die man sonst nicht thun würde, nur um zu zeigen, daß man sich aus der gemeinen Meinung nichts mache, sondern daß, so oft es hinreichende Gründe gebe, etwas zu thun, man nach dem Schein dabei nicht fragen müsse. Den meisten Anstoß finde die Welt doch eben daran, daß Henriette eine Jüdin sei, und das sei eben eins von den jämmerlichsten Vorurtheilen.

Die Freundin sagt in ihrer Selbstbiographie: „Es fehlte nicht an Leuten, welche, die Innigkeit unsers Verhältnisses kennend, ein anderes Gefühl als das der Freundschaft in uns voraussetzten. Dies war ein Irrthum. Man konnte sich mit niemand unumwundener über das gegenseitige Verhältniß aussprechen als mit Schleiermacher, ja es war recht eigentlich sein Bestreben, sich und den andern über dasselbe ins Klare zu setzen, damit nicht irgendeine Täuschung in dieser Beziehung ein Verhältniß trübe, welches, so wie es eben in Wirklichkeit bestand, ein schönes und das allein angemessene war. So haben wir uns denn auch öfters darüber ausgesprochen, daß wir kein anderes Gefühl füreinander hätten und haben könnten als Freundschaft, wenngleich die innigste; ja so sonderbar es scheinen mag, wir setzten uns schrift-

lich die Gründe auseinander, welche verhinderten, daß unser Verhältniß ein anderes sein könne."

Mit dieser ihm geistig und gemüthlich so nahe stehenden Frau, auf die er sich ganz verlassen durfte, weil sie in Gemüth und Charakter so gefestigt dastand: mit dieser konnte er seine tiefsten Ideen besprechen und war gewiß, verstanden zu werden. Mit ihr las er griechisch und versäumte nicht gern eine Stunde, welche hierzu bestimmt war. In den neuern Sprachen hatte sie es zu einer seltenen Fertigkeit gebracht und kannte alles, was es darin Gutes und Schönes gab. Mit ihr sprach und correspondirte er fleißig über seine schriftlichen Arbeiten. Er übersetzte zunächst Predigten aus dem Englischen, die ihn ihrer Eigenthümlichkeit wegen und als Muster der Beredsamkeit anzogen. Seine erste Originalarbeit waren „Fragmente", die im Schlegel'schen „Athenäum" erschienen. Im April 1799 machte er den Strich unter seine „Reden über die Religion" und schreibt der Herz: „Voll der Religion habe ich mich schlafen gelegt und mich anderthalb Stunden im Bett herumgetrieben ohne Schlaf. Es war nicht Erhitzung vom Arbeiten, denn das war sehr langsam, ruhig und leicht gegangen; es war eine Anwandelung von Vaterfreuden und Furcht vor dem Tode. Sehen Sie, zum ersten mal ist es mir mit einer gewissen Lebhaftigkeit aufgefallen, daß es doch

schade wäre, wenn ich diese Nacht stürbe." Er freute sich, die „Religion" seinen Freunden zu schicken, sobald sie eine äußere Existenz habe. Er wollte sie auch Wedike zusenden, der, wiewol manches eine harte Rede für ihn sei, doch den Sinn und die Kraft des Ganzen recht lebendig anschauen werde. Daß Sack, der sie zur Censur bekommen hatte, das Ende der zweiten Rede als atheistisch anschauen und sehr misbilligen, ja wol gar streichen werde, fürchtete er sehr und nicht ohne Grund. Im Juni 1801 erhielt er einen scharf tadelnden Brief von Sack, der zunächst mit jenen Klagen über die Wahl seiner Freunde anhob, wie wir sie bei Schleiermacher's Verhältniß zu Schlegel mitgetheilt haben. Hierauf redet Sack von dem Werke über die Religion, sagt, daß er nach dem Lesen der ersten Rede im Manuscript die angenehme Vorstellung gehabt habe, die Schrift eines Mannes von Geist werde der Religion Verehrer und Freunde unter denen, die sie blos verkennen, gewinnen, und sei in keiner andern Absicht als dieser geschrieben. Nun sehe er aber, daß er sich gröblich getäuscht habe; er könne das Buch nach bedachtsamem Durchlesen leider für nichts weiter erkennen als für eine geistvolle Apologie des Pantheismus, für eine rednerische Darstellung des Spinozaischen Systems. Darauf wurden dann weitere Schlüsse gebaut; so der, daß ein Mann mit solchen Grundsätzen und

Meinungen unmöglich mit dem Herzen und aus innerster Ueberzeugung, sondern blos aus Eigennutz und Menschenfurcht Prediger bleiben könne. „Was ist ein Prediger, der das Universum für die Gottheit hält, dem Religion nichts weiter ist als eine Anschauung des Universums; der zwischen Religiosität und Moralität durchaus keine Verknüpfung erkennt; der alle Motive zum Gutsein, die aus Religionsbegriffen hergenommen sind, verachtet und verhöhnt, der von keiner Dankbarkeit gegen einen unsichtbaren, ewig lebenden Wohlthäter etwas wissen will: was ist ein solcher Prediger für ein bedauernswürdiger Mensch! Wie muß ihn bei jedem Worte, das er auf der Kanzel sagt, sein Herz des Doppelsinnes, der Heuchelei und des Verfälschens der Wahrheit aus lohnsüchtigem Eigennutz oder aus niedriger Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit bezichtigen!“

Schleiermacher erwiderte diesen Brief der Beschuldigung ruhig, klar, wahr und bestimmt, zeigte ihm so kurz und schonend als möglich, daß er seine philosophischen Aeußerungen gänzlich misverstanden habe, überging alle Seitenhiebe, die vorzüglich literarische Dinge betrafen, und rechtfertigte sich nur ausführlich über alles, was sich auf seinen Charakter bezog, weil ihm das immer das Wichtigste war. Er schrieb: „Ich muß zuerst aufs ernstlichste gegen Ihre Ansicht von diesem Buche

protestiren. Es sollte eine Apologie des Pantheismus, eine Darstellung der Spinozaischen Philosophie sein? Etwas, wovon nur beiläufig auf wenigen Seiten die Rede war, sollte die Hauptsache sein? Und die ganze erste Rede, worin Sie selbst nichts dergleichen finden, und ein großer Theil der zweiten, und die dritte, und vierte und fünfte, in welchen allen von ganz andern Dingen die Rede ist, kurz fast das ganze Buch sollte nur eine müßige Zugabe zu diesen wenigen Seiten sein? Sie sagen, ich sei ein Pantheist, diesem Systeme sei die Religion ganz entgegengesetzt, und zugleich sagen Sie, ich rede von den entgegengesetzten Vorstellungsarten mit wegwerfender Verachtung! Habe ich denn von der Religion, in welchem Sinne Sie das Wort auch nehmen, habe ich von dem Glauben an einen persönlichen Gott mit Verachtung geredet? Gewiß nirgends. Ich habe nur gesagt, daß die Religion davon nicht abhänge, ob man im abstracten Denken der unendlichen übersinnlichen Ursache der Welt das Prädicat der Persönlichkeit beilege oder nicht..... Von dem Factum, daß einige Menschen Gott die Persönlichkeit beilegen, andere nicht, habe ich den Grund in einer verschiedenen Richtung des Gemüths aufgezeigt, und zugleich, daß keine von beiden die Religion hindere..... Mein Endzweck ist gewesen, in dem gegenwärtigen Sturm philosophischer Meinungen

die Unabhängigkeit der Religion von jeder Metaphysik darzustellen und zu begründen. . . . . Eben der Endzweck schwebte mir auch vor, indem ich meine Meinung von dem Verhältniß der Religion zur Moral mittheilte. Deutlich genug habe ich es gesagt, um es nicht wiederholen zu dürfen, daß ich die Religion nicht deswegen für etwas Leeres halte, weil ich erkläre, daß sie zum Dienst der Moral nicht nothwendig ist; deutlich genug, daß ich unsere kirchliche Anstalt, wie sie jetzt ist, für ein doppeltes, theils der Religion, theils der Moral gewidmetes Institut halte, und so glaube ich also weder etwas meiner Ueberzeugung Zuwiderlaufendes noch etwas Geringes zu thun, wenn ich von der Religion zu den Menschen rede als solchen, die zugleich moralisch sein sollen, und von der Moral als zu solchen, die zugleich religiös zu sein behaupten, von beiden nach dem Verhältniß, welches ich jedesmal schicklich finde. Vielmehr halte ich den Stand des Predigers für den edelsten, den nur ein wahrhaft religiöses, tugendhaftes und ernstes Gemüth würdig ausfüllen kann, und nie werde ich ihn mit meinem Willen gegen einen andern vertauschen. Wenn Sie sich aber auch das nicht erklären konnten, verehrungswürdiger Mann, wie konnten Sie doch auf die Voraussetzung fallen, welche Ihr Schreiben andeutet: aus eigennützigen Absichten sollte ich Prediger bleiben? In der That

werden Sie gestehen müssen, daß ich in jeder andern Laufbahn bald das mäßige Auskommen finden würde, das mein Amt mir gewährt: und auf viel mehr rechne ich nicht. Oder aus Menschengefälligkeit? Gegen den Kreis meiner Freunde? Den denken Sie sich doch so, als werde er sich ungemein freuen, wenn ich aufhörte Prediger zu sein. Gegen die Welt? Mein ganzes Leben beweist, daß ich auf den Beifall derer, die mich nicht kennen, keinen Werth lege. Gegen einzelne Gönner? Ich habe keine. Und nun gar aus Menschenfurcht! Es gibt kein lebendiges Wesen, von dem ich abhinge, und ich rühme mich, so frei zu sein als irgendjemand auf Erden..... Meine Denkungsart hat in der That keinen andern Grund als meinen eigenthümlichen Charakter, meine angeborene Mystik, meine von innen ausgegangene Bildung."

Nach dieser offenen Erörterung sagte Sack zu seinem Schwager, Professor Spalding, er wäre keineswegs gänzlich dadurch befriedigt. Spalding verkehrte nach wie vor freundlich mit Schleiermacher, und Sack's Kinder fragten fleißig nach dem ihnen werth gewordenen Manne, freuten sich, wenn sie ihn irgendwo sahen, und scheuten keinen noch so weiten Weg, um ihn predigen zu hören; denn er predigte eben aus dem Herzen zum Herzen: „Meine Religion ist so durch und durch Herzreligion, daß ich für keine andere Raum habe."

Leicht ward ihm das Schreiben seiner Ideen anfangs nicht; seine Natur bedurfte zu sehr des steten mündlichen Austauschens, der innersten Mittheilung an seine Freunde, und wenn diese ihn nicht fortwährend aufgemuntert und angeregt hätten, so wäre vielleicht manches so wenig aufgeschrieben worden als seine Predigten. Seine geselligen Beziehungen waren sehr ausgedehnt; nur selten wies er eine Einladung zurück, und so sah er auch viele Leute in seinem Hause. Hatte er am nächsten Tage zu predigen, so stellte er sich, oft nach einem reichen Nachtessen und im Gesellschaftszimmer, etwa eine Viertelstunde an den Ofen und blickte denkend vor sich hin. Da wußten denn seine nähern Freunde, daß er über die Predigt nachdenke, und ließen ihn ungestört. Sehr bald nahm er wieder theil an der Unterhaltung. Auf einem kleinen Papierstreifen hatte er sich mit dem Bleistift wenige Notizen gemacht, und das war alles, was er für eine Predigt aufgeschrieben hatte, die den folgenden Tag durch ihren Gedankenreichthum und ihre Gefühlswahrheit sowol als durch die Beredheit der Sprache alle Zuhörer fesselte. Das Schaffen ging leicht und schnell; aber das ausgearbeitete Niederschreiben wollte ihm zuerst gar nicht behagen. So schreibt er an die Herz: „Sie sehen, wie recht ich habe, daß das Machen für mich ein unnatürlicher Zustand ist; es ist nichts

als das, was mich gestört hat, und nichts als das, was auch meinen Briefen eine Leere gibt, die mich ängstigen würde, wenn ich nicht wüßte, wie Sie alles wissen. Nein, entweder das Machen muß mir natürlicher werden oder ich gebe es nach ein paar Versuchen wieder auf. Es kostet mich zu viel Leben und am Ende ist das, was dabei herauskommt, weder für mich, noch für die Welt, noch für meine Freunde der Mühe werth. Sie meinen, Sie bekämen meine Ideen nicht, wenn ich nichts machte, und ich wette doch, daß Ihnen nichts neu ist, und daß das Vergnügen, welches Ihnen das Lesen der Religion macht, das nicht aufwiegt, was wir durch das Machen derselben verloren haben."

Am Neujahrstage 1801 brachte er seinen Zeitgenossen und der Nachwelt seine „Monologen" als Festgabe und war selbst froh sie geschrieben zu haben: „Ich lobe mich darum, daß ich sie geschrieben habe; es war eine unbezwingliche Sehnsucht, mich auszusprechen so ganz ins Blaue hinein, ohne Absicht, ohne den mindesten Gedanken einer Wirkung, und ich habe mir oft gesagt, es wäre eine Thorheit gewesen — aber da ich mich für einen Thoren hielt, bin ich weise geworden." Und später: „Ich habe mich in den Monologen selbst idealisirt, und nun meinen die Guten, ich bin so. Nämlich ich bin ja freilich so, es ist meine innerste

Gesinnung, mein wahres Wesen; aber das Wesen kommt ja nie rein heraus in der Erscheinung; es ist immer getrübt in diesem armen Leben, und dies Getrübte steht nicht mit in den Monologen." Im Jahre 1804: „Ich habe in den Monologen meine Ideen dargestellt, freilich nicht todte Gedanken, die man sich im Kopf ausrechnet, daß es ungefähr so sein müsse, sondern Ideen, die wirklich in mir leben und in denen ich auch lebe. Aber diese Ideen sind mir freilich nicht als Feengeschenk eingebunden, sondern sie sind mir, wie dem Menschen alles Bessere kommt, erst später aufgegangen nach mancher Verirrung und Verkehrtheit, und ihre Darstellung in meinem Leben ist also immer nur fortschreitend im Streite mit den Einflüssen und Ueberresten des Frühern. Wenn demungeachtet in den Monologen keine Spur von einem Streit mit mir selbst zu finden ist, so kommt das nur daher, weil ich eben darin resignirt bin, daß der Mensch nur fortschreitend werden kann."

So sind diese Monologe wirklich er selbst, sein tiefinnerstes Wesen, sein ideales Sein und Wollen; wie er es dort sagte, so bezwang die Macht des Geistes, die Energie des Willens die eigene schwache Leiblichkeit, sodaß jenes prophetische Wort vollkommen in Erfüllung ging: „Ungeschwächt will ich den Geist in die spätern Jahre bringen; nimmer soll der frische Lebensmuth mir vergehen,

was mich jetzt erfreut, soll mich immer erfreuen, stark soll mir bleiben der Wille und lebendig die Phantasie, und nimmer erlöschen das Feuer der Liebe. Nie werd' ich mich alt dünken, bis ich fertig bin, und nie werd' ich fertig sein, weil ich weiß und will, was ich soll. Und so seh' ich lächelnd schwinden der Augen Licht und keimen das weiße Haar zwischen den blonden Locken. Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen, frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod."

Und wie überzeugend, weil aus seiner eigensten Persönlichkeit genommen, sagt er, daß die Individualität nicht etwa nur in der Freiheit und Unerschütterlichkeit der aus dem Innersten handelnden Persönlichkeit, in jener starren Energie, sondern auch als nothwendige Ergänzung in der Empfänglichkeit für fremde Eigenthümlichkeit, für das allen Gemeinsame bestehe.

„Ja Liebe, du Anziehungskraft der geistigen Welt! Kein eigenes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßte alles in gleichförmige rohe Masse zerfließen."

„Ich mag alles gern in Gemeinschaft treiben: beim innern Denken, beim Anschauen, beim Aneignen des Fremden bedarf ich irgendeines geliebten Wesens Gegenwart, daß gleich an die innere That sich reihe die Mittheilung, und durch die süße

und leichte Gabe der Freundschaft ich mich leicht abfinde mit der Welt."

„Wer sich zu einem bestimmten Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet sein für alles, was er nicht ist. Auch hier im Gebiet der höchsten Sittlichkeit regiert dieselbe genaue Verbindung zwischen Thun und Schauen."

Und nun, nachdem diese ersten Werke in die Welt hinausgegangen waren und ihm da und dort Verehrer und Freunde gewonnen, und nachdem er sich selbst überzeugt hatte, daß er nicht nur zum Prediger, sondern auch zum Schriftsteller berufen sei, weil ihm das Darstellen der eigenen Gedanken leicht gehe: nun hatte er auch Freude am Schreiben und dachte mit Lust daran, auch andere Gedanken zu einem geschlossenen Ganzen der Mittheilung aufzufassen und so hinzustellen, daß er selbst auf der Stufe, auf der er stehe, damit zufrieden sein könne. Mehr Mühe machte es ihm, fremde Werke so studiren zu müssen, daß er sich Rechenschaft darüber geben könne, was der Verfasser eigentlich gewollt habe und wo er stehe. Die Alten faßte er leicht; „aber die Neuen, und besonders die Philosophen, sind wol nur zu meiner Qual von Gott geschaffen". Fichte wurde ihm unter diesen am leichtesten; je weniger vortrefflich sie waren, desto schwieriger kamen sie ihm natürlich auch vor, und doch mußte er sie alle

lesen, um später eine Kritik aller bisherigen Moral zu schreiben, wozu er sich verpflichtet und berufen glaubte. Gleichzeitig mit all diesen schriftlichen Arbeiten und anderweitigen Studien beschäftigte er sich fleißig mit Plato.

Im Mai 1801 begegnete ihm etwas sehr Erfreuliches und für sein ganzes Leben Folgenreiches: er machte nämlich mit seiner Freundin Herz und ihrer jüngsten Schwester einen Ausflug nach Prenzlau, wo erstere eine verheirathete Schwester besuchen und er selbst einen Prediger und einen jungen Theologen, Herrn von Willich, kennen lernen wollte. An Willich fand er einen sehr herzlichen Freund, der ihn innig liebte, an allem, was an und mit ihm vorging, den wärmsten Antheil nahm und auch alles verstand; in dem er so viel Schönes und Gutes fand, daß sie sich gegenseitig aufs herzlichste zugethan waren. So hatte ihm die Freundin einen Freund zugeführt und bald darauf Schleiermacher geschrieben: „Mir ist begegnet, was ich nicht möglich hielt, ich habe Sie noch lieber bekommen; nicht etwa, weil ich etwas neues Schönes in Ihnen entdeckt hätte, denn ich kenne ja schon lange alles in meinem Freunde: die Leichtigkeit aber und die Offenheit, mit der Sie Willich entgegenkamen, der schöne Wille, sich ihm zu zeigen wie Sie sind, das hat Sie mir viel, viel lieber gemacht. Alles das gehört zwar zu Ihnen, es

bleibt aber oft verborgen; Sie denken, es hat ja Zeit, man bleibt ja lange zusammen; hier hatte es keine Zeit, und Sie benutzten die schönen Stunden so herrlich. Aber auch nicht verschwendet haben Sie die schöne Gabe; Willich ist voll von Ihnen und reichlich hat er wiedergegeben, was er empfing."

Mit diesem Freunde correspondirte denn auch Schleiermacher bald fleißig, schrieb ihm von seinen Arbeiten, von seinem innern und äußern Leben, von seinen Freunden und seinen Sorgen um diese. So im Juni 1801: „Es liegen Sorgen auf mir von der drückendsten Art, das Schicksal einer geliebten Seele, in deren Besitz ich mein Leben erst vollenden würde und das ihrige in dem meinigen. Die Sorge für einen Freund — denn ich kann doch Friedrich Schlegel nicht anders nennen, wenngleich er es nicht im höchsten Grade ist —, dessen Widerwärtigkeiten eine unversiegbare Quelle in seinem Innern haben, und noch manches andere von ähnlicher Art, ungerechnet das weltbürgerliche Interesse, das mein Gemüth oft mit großer Heftigkeit ergreift."

Was die erste Sorge betrifft, so bezog sich diese auf die Predigerin Grunow, die in einer unglücklichen Ehe lebte, in einer Verbindung, welche nach Schleiermacher's Urtheil keine Ehe zu sein verdiente, weil ihr die wesentlichsten innern Bedingungen einer wahren Ehe fehlten. Er glaubte,

daß es eine sittliche Pflicht sei, eine Verbindung aufzulösen, bei der ihr inneres Leben zu Grunde gehe; das blos äußere Fortbestehen derselben hielt er für unsittlich. Diese Ansicht war seine innerste Ueberzeugung und hing auch mit der damaligen geistigen Richtung eng zusammen. Er hatte sie jeder ähnlichen Ehe gegenüber und glaubte die Auflösung sittlich geboten, sobald die bürgerlichen Einrichtungen, die er streng befolgt wissen wollte, eine Trennung möglich machten. Diese Ansicht traf nun bei Eleonore Grunow mit einer innigen Neigung zusammen, und es war ausgesprochen, daß er, wenn sie ihre Freiheit erlange, sich mit ihr verbinden werde. Es entstanden schmerzliche Seelenkämpfe für beide; Eleonore Grunow schwankte hin und her, konnte aber nie Schleiermacher's Ansicht aus voller Ueberzeugung theilen, und so faßte sie im Herbst 1805 den entschiedenen Entschluß der Entsagung. Vierzehn Jahre später traf er sie zufällig in einer größern Gesellschaft und sagte dann, ihr die Hand reichend: „Liebe Eleonore, Gott hat es doch gut mit uns gemacht."

Dieses Verhältniß bewog ihn, im Frühling 1802 Berlin zu verlassen und einen Ruf nach Stolpe in Pommern anzunehmen. Von einer Verbesserung der Stelle war keine Rede; Wohnung und alles mit eingerechnet war die Stellung auf 630 Thlr. angeschlagen, und es war sehr nothwendig, mit

andern Arbeiten nachzuhelfen. Niemand außer seinen vertrautesten Freunden konnte sich diesen Entschluß erklären, indem er nicht nur nichts gewann, sondern entschieden für die Annehmlichkeiten des Lebens und seine Studien verlor. Dazu betrugen die Kosten für seine Vocation, die Reise und erste Einrichtung zusammen etwa 500 Thlr., die er geradezu borgen mußte und beim größten Fleiß kaum daran denken durfte, sie in den ersten drei Jahren wieder bezahlen zu können.

Mit Sack kam er bei dieser Versetzung, ohne irgendeine Erklärung, wieder auf den frühern freundschaftlichen Fuß zu stehen; jener führte ihn in dem neuen Hause herum, das ihm der König hatte bauen lassen, lud ihn öfter ein und schrieb ihm am 1. Juli: „Es hat mir, mein theuerster Herr Prediger, ungemein leid gethan, daß ich Sie nicht noch vor Ihrer Abreise nach den hyperboräischen Gegenden habe sehen können. Ich kann es mir denken, daß in Ansehung des Umgangs, wie Sie ihn brauchen und wünschen, Stolpe kein Ersatz für Berlin sein kann. Doch das haben Sie ohne Zweifel voraus in Rechnung gebracht, und so wünsche ich nun, daß von dem Guten, welches Sie bei der Entbehrung sich vorgestellt haben, nicht zu viel abzudingen sein möge. Das angenehme Bewußtsein, sich geschätzt und nützlich zu wissen, wird Ihnen gewiß nicht fehlen, und damit ist

schon immer sehr viel für die Zufriedenheit eines braven Mannes gewonnen.“

Bevor Schleiermacher nach Stolpe reiste, besuchte er seine zärtlich geliebte Schwester in Gnadenfrei und befand sich sehr wohl in der herrlichen Gegend und unter den wunderbaren Eindrücken einer frühern Lebenszeit. Hier war ihm ja zuerst das Bewußtsein aufgegangen von dem Verhältniß des Menschen zu einer höhern Welt; hier hatte sich seine mystische Anlage, die ihm so wesentlich war und die ihn unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und erhalten hatte: hier hatte sie sich zuerst entwickelt. Er fand, er sei wieder ein Herrnhuter geworden, nur von einer höhern Ordnung. Zudem fühlte er tief den herrlichen Genuß, wieder einmal mit seiner Schwester zu leben und anzuschauen und unmittelbar zu genießen, was man seit Jahren durch Buchstaben geredet und erfahren hatte.

In Stolpe arbeitete er sehr fleißig am Plato und an der Kritik der Moral, predigte und katechisirte, correspondirte eifrig mit seinen Freunden und Freundinnen, hoffte dabei immer, Eleonore Grunow werde sich entschließen, ihre unglückliche Ehe zu lösen, schrieb ihr von seinen Arbeiten und Lectionen, seinem innern und äußern Leben, seinen Erfahrungen und Stimmungen, bald heiter, bald wehmüthig, so: „Denken Sie sich, daß ich mich entschlossen habe, einen Aufsatz von Jenisch im

«Brennus» zu lesen; ich meinte, es könnte doch vielleicht etwas darin stehen. Ist das nicht gerade wie ein Setzen in die Lotterie, weil ich meine, ich könnte doch einmal etwas gewinnen? Dieser Jenisch, den wir alle kennen, gibt sich da ein Ansehen, als läge ihm die Religion wunder wie am Herzen. Wer sich etwas auf die innere Wahrheit versteht, der müßte es freilich dem großmäuligen Ton gleich anmerken, wie viel ungefähr daran wäre, aber wie viele verstehen sich darauf? Daß ein solcher Mensch den Leuten noch Sand in die Augen streuen soll, sehen Sie, das kann mich verdrießen, und es könnte mich ganz burschikos anwandeln, ihm aus freier Faust auf öffentlicher literarischer Heerstraße eine Ohrfeige zu geben, wenn ich so meinem innern Gelüst folgte..... Ich wollte, der Teufel holte die Hälfte alles Verstandes in der Welt — meine Quota will ich auch hergeben, wiewol ungern — und wir könnten dafür nur den vierten Theil der Phantasie bekommen, die uns fehlt auf dieser schönen Erde. Aber er wird sich hüten, denn er muß wissen, daß sein Reich schlecht bestehen würde. Mir mag es wol auch gefehlt haben an Phantasie, um das zu entdecken, was Sie mir von einigen Personen und dem Nichtverstehen haben sagen wollen. Es sei aber auch, was es sei, ich bewundere Sie über das Ahnden davon — doch nein, ich bewundere Sie nicht. Es

ist mir auch öfters so gegangen. Wenn man nur einigermaßen die Leute kennt, durch deren Medium man einen dritten sehen muß, so findet man sich mit etwas Regula de tri der Phantasie wol zurecht. Wie viel gehört aber dazu, liebe Freundin, um einen Menschen recht zu sehen, und was? Nämlich es muß der Mensch sich selbst kennen, und nicht nur das, sondern er muß auch alles in sich gefunden haben. Die rechte Einfalt und Unschuld wird zu einer solchen Menschenkenntniß nicht kommen. Aber wer von allem Verkehrten und Verderbten wenn auch nur ein Element in sich entdeckt hat, in dem das Wesentliche doch ganz liegt, und dann auch von allem Großen und Schönen eine Spur, und dabei eitel genug ist, sich aus dieser Spur die ganz vollendete Gestalt herauszuphantasiren — sehen Sie, der ist zur Menschenkenntniß gemacht. Wie groß komme ich mir dabei vor, daß ich weiß, ich habe Ihre Erlaubniß, Sie da so mit zu meinen."

„Es ist eine schöne Aufgabe von Schlegel, daß ein recht gebildeter Mensch sich in jedem Augenblick soll stimmen können wie er will. Das Lächerlichste dabei ist, daß niemand auf Erden weiter davon entfernt ist als er; das Traurigste, daß man eben freilich noch viel zu wenig wahre Freiheit hat; das Beste aber, daß, wenn diese Aufgabe ganz vollkommen gelöst wäre, dann der

schönste Zauber des menschlichen Lebens, der Reiz des Umgangs mit sich selbst und das lieblich wehmüthige Gefühl von der magischen Gewalt der Natur, das alles hin wäre."

„Soll ich Ihnen sagen, wie Ihre Wehmuth sich mir mitgetheilt hat? Gewiß, wie sie in Ihnen ist, weh, aber doch muthig und stark, nicht blos leidend durch den Gedanken an die Vergänglichkeit des Lebens, sondern auch thätig und wachsam. Kein Wunsch kann so sehr sich selbst realisiren als der, daß die Kraft des Gemüths immer zusammentreffen möge mit der Gunst des Augenblicks, und daß aus dem Wenn und Wie unsers Thuns ein göttlich gutes Geschick hervorleuchte, indeß es doch nichts gewesen ist als der unter allen schmerzlichen Gefühlen bewahrte klare Blick des Geistes und die Freiheit eines reinen und regsamen Gemüths. Ehre sei auch den Schmerzen, die doch in diesem Zeitalter ein unentbehrliches Element eines schönen Lebens sind. Muß nicht jeder, dem sie nicht nahe sind, sie aufsuchen in der weiten Welt, um seiner Liebe und seines Glaubens gewiß zu werden."

„Ein Jahr älter, meinen Sie, werde ich geworden sein, wenn Ihr nächster Brief kommt. Ei, ei, liebe Freundin, vergessen Sie so unsers Bundes? Nein, auch die Trennung und die Schmerzen sollen uns nicht älter machen. Verbinden Sie sich nur aufs neue zu diesem Vorsatz mit mir. Ich weiß,

wie viel Sie leiden, aber ich leide es mit, und ich weiß auch, was für Kraft in einer Seele ist, die da steht, wo Sie stehen, und wie auch in der Wehmuth Muth ist, und wie schön Leiden und Handeln sich paaren lassen. Nur gehen Sie gut mit sich um und behutsam. Die ewige Jugend wächst doch nicht wild, sondern will gewartet sein."

„An meinem Geburtstage habe ich recht tief die Liebe aller meiner Freunde gefühlt und mitten unter allen Schmerzen, nicht etwa trotz ihrer, sondern auch durch sie, das seltene Glück meines Lebens. Es hat sich lange im stillen bereitet; ohne den ruhigen Sinn, abzuwarten und zuzusehen, ohne das richtige Gefühl, das mich von dem minder Bessern immer zurückhielt, würde ich es mir längst verscherzt haben — aber angegangen ist es doch erst seit wenigen Jahren; ich umfasse es noch mit allen Reizen der Neuheit, die auch nie vergehen werden; ich sehe mich noch um in allen Theilen desselben und frage mich, ob auch alles mein ist. Und dann wieder von dem frischen Lebensglanz hinweg auf den trüben Nebel, der vorüberzieht, in dem sich noch höhere Schönheit und Fruchtbarkeit bereitet, aber der doch auch ganz gefühlt sein will, mit allem Beengenden für die Brust, Umdämmernden für die Sinne! Auch das segne ich. Alles gefühlt zu haben — das ist der Reichthum

des Lebens — alles, was ein liebendes Herz bewegen kann, gleichviel wie und was."

„Bei den Geschenken, die befreundete Herzen sich machen, ist eben auch die Gegenwart das Beste, die Liebe, die sich ausspricht im Nehmen wie im Geben, und die auch das Große erst zu dem machen muß, was es sein soll."

Als Eleonore ihre Mutter verloren hatte:

„Das ist einer der größten Vorzüge wirklicher Menschen, daß in allen ihren Schmerzen und Freuden, wenn sie gleich auch Vergängliches an sich haben, doch auch das Unvergängliche und Unsterbliche gleich da ist und bald die Oberhand hat."

„Als ich die Nachricht erhielt von dem Tode meines Vaters, machte man viel Umstände mit mir, um das Unerwartete zu mildern. Das ist so wenig gegen den wahren Schmerz, aber so viel bei den wunderlichen Empfindungen der gewöhnlichen Menschen. Ach, wohl haben Sie recht, daß man nichts so sehr fliehen muß mit einem heiligen Schmerz als die Menschengesichter."

„Auch das Verschwinden der Menschen von dieser Erde stiftet noch neue Kräfte und Regungen, und wie viel reines Gold zieht ein kundiges Menschenherz aus dem Schos der Erde herauf."

Im Juni 1803 schreibt Schleiermacher an Henriette Herz: „Es ist geschehen, liebe Jette, sie hat mich aufgegeben; sie hat gethan, wie Du

dachtest, und wie ich nach allen ihren Aeußerungen, die später waren, nicht erwarten konnte. Es ist recht gut, daß ich ihr diesen Brief, den Du ihr schicken wirst, in der ersten Milde geschrieben habe. Jetzt bin ich nicht mehr so. Gestern Abend stand ich ausgekleidet, im Begriff schlafen zu gehen, mit den Armen auf den Tisch gestützt, zwei Stunden lang; da überfiel es mich in seiner ganzen Bitterkeit und Herbe. Aber die Unglückliche, sie wird doch auch das hören müssen. Sie fühlt schon, daß es ihr das Leben kostet, und sie wird auch bald sterben. Ich kann ordentlich wünschen, daß sie eher stürbe als ich; denn wenn sie meinen Tod erlebte, würde sie wieder eine andere Reue anfallen. Sie mag sich sputen; denn Gram und Anstrengung werden auch mir bald zu Gift werden. Noch habe ich wenig an mich gedacht; aber wenn es kommt, überfällt mich ein kaltes Grausen. Was soll hier aus mir werden! .... Hier brennt mir die Stelle unter den Füßen. Dann graut mir vor dem liebeleeren Leben..... Nach Berlin sehne ich mich — da könnte ich auch den armseligen Beruf des Gelehrten noch besser treiben — ja sehr armselig kommt er mir vor, wenn die Würze der Liebe fehlt..... Wenn sie Dich nicht scheut, wenn sie Dich sucht, liebe Jette, so wahr Du mich liebst, sei ihr liebevoll und mild, öffne ihr Deine Brust, laß sie ihre tiefen Schmerzen aushauchen daran

und laß sie es nicht entgelten, daß sie Deinen Freund unbeschreiblich elend gemacht hat."

Schleiermacher litt viel und mehr noch als er sagte, zudem quälten ihn physische Uebel: „Brustschmerzen, Kolik, Kopfschmerzen, Kreuzschmerzen sind meine beständigen Gäste und machen mir das bischen Leben noch ganz zunichte." Auch sein Hauswesen war schlecht componirt; öde wie es ihm war, wünschte er seine Halbschwester kommen zu lassen; allein dafür mangelte ihm leider das Geld.

Einem Briefe an Charlotte von Kathen hatte Schleiermacher nachstehendes Sonett beigefügt:

Ein heil'ges Bild schwebt jedem Bessern vor,
In dessen Züg' er strebt, sich zu gestalten.
Wem sich die Kräfte so bestimmt entfalten,
Nur der hebt sich zur Sittlichkeit empor.

Das meine legt' ich hier den Freunden vor,
Daß richtend mög' ihr Auge drüber walten,
Wie solche Bahn der Geist sich würd' erhalten
Und solche Töne der Gefühle Chor.

So hofft' ich nach dem schönen Ziel zu kommen,
Ergriff mit kühnem Muth der Liebe Hand,
In reine Höhen mich mit ihr zu schwingen.

Jetzt ist durch herbe Pein das Herz beklommen;
In liebeleere Wüste streng verbannt,
Wird unter Thränen wenig mir gelingen.

Ein Zufall gab ihm seine eigenen „Monologen“ in die Hand, das Buch, in dem er sein eigenes Ideal sich so lebensfrisch vorhält, und es erwachte wieder jene klare, willensstarke Herrschaft über sich selbst, jene immer und immer wiederkehrende Herzhaftigkeit, die ihm durch die vielen Kämpfe schon hindurchgeholfen hatten: „Ich habe Muth gefaßt, mich selbst nicht ganz zu verlieren“, schreibt er an Charlotte von Kathen. „Mit einem frohen Gefühl habe ich noch in die «Monologen» geblickt, die ich Ihnen hier schicke. Es war ein glücklicher Genius, der mich trieb, mich selbst oder vielmehr mein Streben, das innerste Gesetz meines Lebens, so darzustellen. Viel Schönes verdanke ich ihm; manches liebenswürdige Gemüth hat sich dadurch an mich angeschlossen, und vielleicht habe ich es manchem erleichtert, sich und andern in das Innere hineinzuschauen.“

Er hatte inzwischen allerlei gelesen, so die „Delphine“ von Frau von Staël; lernte daraus wieder etwas französisch, fand einige schöne Scenen darin, ein paar hübsche Gedanken, die er einer Französin nicht zugetraut hätte; die Männer glaubte er nicht sonderlich getroffen. Die moralischen Principien seien für Franzosen sehr „nobel“, für Deutsche aber sehr verächtlich. „Ueberhaupt gilt es wol von allen französischen Büchern außerhalb einer gewissen höchst beschränkten Gattung,

die ganz nationell ist, daß ein Deutscher sie verachten muß."

Schiller's „Braut von Messina" und Goethe's „Natürliche Tochter" sagten ihm der Form wegen nicht zu; er fand die Verse „nordisch-monströs". Am 2. August 1803 schrieb er den Beschluß der „Kritik" zu Ende. Das Ganze gefiel ihm beim Wiederlesen besser, als er gedacht hatte, und besser als ihm sonst unmittelbar nachher seine Sachen zu gefallen pflegten. Nur das erste Buch fand er im ganzen ziemlich unklar und er hätte es gern umgearbeitet; einzelne Stellen schienen ihm schwer zu verstehen, sodaß der Leser mehr suppliren müsse als man ihm eigentlich zumuthen könne. Mit Methode, Composition und Stil war er im ganzen zufrieden. „Ich will aber nicht lange die Hand an den Pflug legen und zurücksehen, sondern es soll nun gleich an den Plato gehen; ich bin schon dabei, allerlei zu lesen, was zur Einleitung gehört."

Im November heißt es in einem Brief an Willich: „Ueber die «Kritik der Moral» habe ich noch wenig gehört, nur daß man allgemein sagt, ich hätte Kant und Fichte sehr schlecht behandelt, und daß einige fürchten, es möchte einen großen Skandal geben. Ich bildete mir ein, Fichte alle Ehre angethan zu haben, die nur möglich ist; nur freilich mußte ich, da ich mein eigenes System

nicht darlegen wollte, doch stark genug auf das hinweisen, was ihm meiner Meinung nach fehlt. Wenn aber einige finden, ich habe ihn lächerlich gemacht, so begreife ich nicht, wie ich eine solche Wirkung so ohne alle Absicht habe hervorbringen können."

Und zwei Monate später: „Ueber meine Kritik habe ich neulich ein sehr verständiges Urtheil durch die dritte Hand gehört von Scheffer in Königsberg, dem vertrauten Freund des seligen Hippel und einem sehr gescheidten Manne. Bisjetzt ist er nur der zweite, von dem ich weiß, daß er es recht gründlich gelesen hat, und über beide Urtheile konnte ich mich freuen. Scheffer ist auch ein alter Freund von Kant; indessen meint er doch, noch keiner wäre so schlimm, aber auch so anständig mit Kant umgegangen als ich. Fichte hat bestimmt erklärt, er werde das Buch nie lesen. Dies ist auch ganz in seinem System; denn er glaubt immer schon im voraus zu wissen, was ein anderer sagen kann, und daß eben nichts daran ist. Mein eigenes System wird, im wissenschaftlichen Kleide angethan, wol so bald noch nicht erscheinen, indessen werde ich es in Würzburg als christliche Sittenlehre, auf die ich besonders gewiesen bin, vielleicht schon im ersten Halbjahr meines Lehramts vortragen müssen."

Nach Würzburg hatte Schleiermacher wirklich

im Januar 1804 einen Ruf als Professor der praktischen Theologie bekommen, und alles stimmte so zusammen, daß er ihn anzunehmen dachte; allein es war höhern Orts anders beschlossen worden. Anstatt ihm nämlich geradezu den Abschied zu geben, hatte der Minister erst darüber an den König berichtet; der König hatte in einer Cabinetsordre den Wunsch geäußert, Schleiermacher möchte den Ruf ablehnen, ihm vor der Hand Zulage und in der Folge Anstellung in Berlin versprochen:

Cabinetsordre an Schleiermacher.

Berlin, den 24. April 1804.

„Von Gottes Gnaden ꝛc. Auf Euere allerunterthänigste Bittschrift vom 15. März a. c. wegen Entlassung von Euern gegenwärtigen Dienstpflichten und Erlaubniß die Vocation als professor theologiae auf der Universität zu Würzburg annehmen zu können, wird Euch hiermit zur Allergnädigsten Resolution ertheilt, daß Euch solches nicht gewährt werden könne. Eine Beförderung, welche Euern bekannten Talenten und rühmlichen Amtsführung angemessen ist, wird Euch in Euerm Vaterlande nicht entstehen. Sind Euch mit Gnaden gewogen.

„Auf Sr. Königlichen Majestät Allergnädigsten Specialbefehl

Thulemeier.“

An den Staatsminister von Thulemeier.

„Mein lieber Staatsminister von Thulemeier. Um die beiden protestantischen, jetzt nur noch in Nebendingen voneinander verschiedenen Religionsparteien immermehr einander zu nähern, und da die hallische theologische Facultät Meinen Ansichten hierunter auf eine rühmliche Weise entgegenkommt, habe Ich dem Staatsminister von Massow dato aufgetragen, dem Hofprediger Schleiermacher zu Stolpe mit einem Gehalt von 800 Thlrn. eine außerordentliche theologische Professur bei gedachter Facultät mit der Zusicherung zu ertheilen, daß er bei erster Vacanz oder noch früher, sobald die Erfahrung die Erreichung Meiner Absichten verbürgen wird, eine ordentliche Professur erhalten soll, und ihn zugleich zu der mit dem theologischen Seminario zu verbindenden Predigerstelle zu berufen. Da Ich nun vorläufig auch unterrichtet bin, daß ꝛc. Schleiermacher, dem übrigens die Hoffnung, dereinst als Prediger in Berlin angestellt zu werden, verbleiben soll, dieser Ruf angenehm sein werde, und Ich zu obigem für ihn ausgesetzten Gehalte auch das vacante Gehalt von 410 Thlrn. bestimmt habe, welches der Professor Boots gehabt hat: so trage Ich Euch auf, dieses Gehalt von seiner Vacanz an demselben mit Befreiung von Chargen- und Stempelgebühren anzuweisen. Uebrigens soll

der ꝛc. Schleiermacher von den neuerlich dem ꝛc. Boots aufgetragenen Obliegenheiten im reformirten Gymnasium zu Halle dispensirt, er aber den dürftigen reformirten Studenten an seinen Collegien frei Antheil nehmen zu lassen verpflichtet, und vorbehalten werden, ob, wenn die Combination des lutherischen und reformirten Gymnasii zu Stande gekommen sein wird, demselben eine Theilnahme an der Inspection aufzutragen.

„Ich verbleibe Euer wohlaffectionirter König

Berlin, den 10. Mai 1804.

Friedrich Wilhelm."

Schleiermacher nahm die Stelle in Halle an und war über das Ganze sehr erfreut, vorzüglich weil so viel ihm ganz unerwartete Werthschätzung darin lag, und weil es ihm ein erfreulicher Beweis war, daß doch bisweilen etwas ganz ohne das, was man Connexionen nennt, geschehen könne. Ferner war es ihm sehr lieb, im Vaterlande zu bleiben, in einer alten und sichern Ordnung der Dinge, unter einerlei Schicksal und Gesetz mit den meisten Menschen, die er liebte, und zwar unter Gesetzen, die er sich schon angeeignet hatte und im ganzen liebte und ehrte, von denen er wußte, daß sie zum Guten hinführen können und sollen.

Vor seiner Uebersiedelung nach Halle wollte er

auf Rügen seinen guten Freund von Willich besuchen, der sich mit Henriette von Mühlenfels, Tochter des Oberstlieutenants von Mühlenfels und Schwester der sehr schönen und edeln Charlotte von Kathen, verlobt hatte; es bewohnte diese das rügensche Gut Götemitz und war schon mit Schleiermacher befreundet.

Die Befreundeten verlebten Anfang Juni 1804 so herrliche Tage, „wie das menschliche Leben nur wenige bieten kann". Schleiermacher sah den jüngern Freund in seiner Liebe und in seinem Berufe: zwei Anschauungen, deren er bedurfte. In letzterm so recht auf das Höhere gerichtet und sich zum Prediger in Stralsund vorbereitend, in ersterer jugendlich, fast übermüthig glücklich mit einer sechzehnjährigen gemüthsfrischen Braut. Der ältere, schwergeprüfte Freund schaute dieses schöne menschliche Glück mit herzlicher Freude, ja zu seinem eigenen Trost. So schrieb er nachmals dem Freunde: „Hatte ich doch die Ueberzeugung, ihr würdet ein solches Leben darstellen, wie ich es wollte, und ich würde mit darum wissen und mein Theil daran haben, dazu hat euch jeder meiner Blicke, jeder Händedruck und jeder Kuß gesegnet. . . . . Ich glaube, es wird Dir ganz natürlich vorkommen, daß ich das Gefühl habe, wenn ich mir auch Eleonore noch erringe, werde von diesem frohen Uebermuthe nichts sein in dem Glück der Liebe.

Denn nicht in dieser Kraft der jugendlichen Gärung werden wir den Becher leeren. Es gemahnt mich wie der Wein, den die Rheinländer von würzigen bittern Kräutern durchziehen lassen und der stark ist und wohlthätig, aber ganz still. Glaube nur, Ehrenfried, ich kann mich ganz rein und ungetrübt über das freuen, was ich nicht haben kann."

Daß Willich sich in einer andern Geistesrichtung fortbewege als Schleiermacher, hatte dieser wohl erkannt und ihm auch darüber geschrieben. „Entsetzlich beschäftigt bin ich seit meinem Wiederhiersein, und obgleich ich ungleich fleißiger bin als je sonst, so sehe ich doch noch kein Auskommen, zumal wenn ich an die Unruhe der letzten vierzehn Tage denke. Aber auch in meinen Arbeiten fühle ich die Kraft der vergangenen schönen Zeit, und ich habe nur eben ein schweres Stück Arbeit, die Einleitung zum «Parmenides» (des Plato), mit großer Leichtigkeit und Sicherheit vollendet. Du hast recht, daß ich in meinem wissenschaftlichen Leben einen ganz bestimmten Weg gehe, mich von dem immer weiter und tiefer führen lasse; auch daß das ein Abstand zwischen uns ist, glaube ich wol; aber eben nicht ein Vorangehen, dem Du nachfolgen solltest. Daß Dein intellectuelles Leben noch thätiger werden muß und daß das nun auch großentheils von selbst erfolgen wird, da Du über das unruhige Streben nach der Hauptsache hinaus

bist und eben auch durch die Liebe Deine geistigen Kräfte lebendiger fühlst, das sind ganz auch meine Gedanken über Dich. Aber einen bestimmten wissenschaftlichen Weg einzuschlagen, das scheint mir gar nicht eine Sache der Willkür zu sein, sondern eine bestimmte Richtung des Geistes nach dieser oder jener Seite vorauszusetzen, die den Menschen eben diesen Weg treibt. Ich habe nicht gemerkt, daß Du eine solche fühltest, und darum glaube ich, Du wirst Dein intellectuelles Bedürfniß auf eine andere Art befriedigen. Ich sehe Dich im Geiste schon als einen glücklichen Hausvater wie Wedeke, der seine Kinder selbst unterrichtet und in alle Wissenschaften, lernend und betrachtend, so weit hineingeht, daß er ihnen den rechten Geist davon anschaulich machen kann, der durch ein lebendiges Studium der menschlichen Natur in allen Völkern und Zeitaltern von seinem Hause aus mit der ganzen Welt in Verbindung steht und eben dadurch seine Kinder in dem edelsten Sinne zu Weltbürgern kann bilden helfen. Glaube mir, lieber Freund, ein solches freies, genießendes und auf die schönste Weise unmittelbar praktisches Anbauen der Erkenntniß hat seine ganz eigenen beneidungswürdigen Reize und läßt sich in eine weit innigere Einheit mit dem unmittelbaren eigenen Leben verschmelzen als irgendein bestimmtes Studium."

Im Juli 1804 begann Schleiermacher's Cor-

respondenz mit Henriette von Mühlenfels, der Braut seines Freundes, zu der er sehr bald in einem väterlich freundschaftlichen Verhältniß stand, sie auch seine liebe Tochter nannte und ihr manchen väterlichen Rath gab: „Ja wohl besitzen Sie viel, meine liebe Tochter, und ich gestehe Ihnen mit väterlicher Freude und Eitelkeit, daß mir eine so reiche Partie noch nie vorgekommen ist, und auch lange keine so vollkommene Anwendung der alten Regel, daß Gut wieder nach Gut geht; aber seien Sie nur ruhig, liebe Henriette, Sie sollen es schon nicht allein genießen, und wie wir alle mit zu Ihrem Gut gehören, so wollen wir schon alle auch mit davon leben.“

Den 6. Sept. wurde das glückliche Paar getraut, und schon am 7. schreibt die Neuvermählte an ihren väterlichen Freund: „Zu Ihnen komme ich heute, mein Vater, mit gerührtem Herzen; Ihr Segen, Ihre Liebe, das ist ein köstlicher Brautschatz, den wollen wir immer mit uns führen unser ganzes Leben hindurch, so wie Gottes Friede wird über uns walten und seine Herrlichkeit uns immermehr wird offenbar werden. . . . . Vertrauen Sie immer ganz meinem Willen, aber nicht zu viel der innern Kraft. Wie waren Sie vorgestern ganz bei uns!“

Und Schleiermacher antwortet: „Ihr habt mich eingeladen, lieben Freunde, und da bin ich nun,

unter euch allen zu leben und zu lieben. Ist nicht der Geist des Menschen da, wo er wirkt. .... Liebe Tochter, ich vertrete heute Vaterstelle und gebe Dich dem Manne, der mein Freund und Bruder ist. Du kennst das Auge voll süßer Thränen, das oft auf Deinem lieben Gesicht geruht hat. So schwimmt es auch jetzt in väterlicher Wonne und in heiliger Wehmuth und segnet Dich zu Freuden und Sorgen, die aber Dir immer beides sein werden, und zu allem, was die Menschen Pflichten nennen, was aber aus Deinem schönen Herzen immer als freie Liebe hervorgehen wird, und zu dem großen Berufe, dem du entgegengehst, dem heiligsten, den der Mensch erreichen kann. Und Du, mein geliebter Bruder, wenn Du das süße Mädchen aus den Händen unserer theuern Charlotte empfängst, nimm sie auch aus den meinigen. Sie hat sich mir als Tochter gegeben, und so hoffe ich, meine Liebe zu ihr ist ein Brautschatz, den Du nicht verschmähen wirst. Du wirst ihr alles sein, Vater, Bruder, Sohn, Freund, Geliebter, und doch werden wir alle auch euch sein können, was uns gebührt. Ihr wurzelt die junge Pflanze euerer Ehe in ein schönes Land, von herrlichen Freunden umgeben..... Durch euere Liebe wie durch euere Ehe nenne ich euch mit rechter Sicherheit mein. Ich wiege euere Ehe am Tage ihrer Geburt in Vaterarmen

und lächele sie an mit Vateraugen. Laßt mich sie recht oft sehen in schmeichelnder Kindlichkeit, in fröhlichem Muthwillen, in heiligem Ernst. Laßt alle unsere Freunde mit mir euerm Bunde zurufen: Frühe Weisheit und ewige Jugend. Verborgenes Leben vor der Welt, aber reich und rüstig im Gefühl der Unsterblichkeit!"

So treffen wir allüberall Herzensfreundlichkeit, liebevolle Theilnahme am Glück der Freunde, sittlichen Ernst für die eigene Veredelung und für die seiner Lieben, ein reiches, volles und schönes Leben trotz schmerzlicher Entbehrung, physischer Schwäche und ökonomischen Beschränktseins; allüberall das Leben eines wirklichen Menschen, der Besseres kennt und anstrebt als das, was an der Scholle haftet, dem Freundes- und Pflichttreue, Arbeitsfleiß und Seelenfreiheit, Wahrheit und Sittlichkeit eng mit der Religion verbunden, ja mit ihr Eins waren. Nicht getrennt hat er Moral und Religion, sondern in seinen Schriften, seinen Predigten und seinem Leben als ein tief Vereinigtes, Unzertrennliches hingestellt. Nie war ihm Religion eine bloße Lehre von Dogmen, so oder anders gedeutet, nie eine bloße Kette von äußern Formen, sondern ein tief Inneres, dem Gefühl Entsprungenes und mit allen Fasern in das sittliche Leben des Menschen eingreifend. Er hat nicht nur die hohe sittliche Bedeutung der Individualität

des Charakters erkannt, welche jedem menschlichen sittlichen Thun mit aufgeprägt sein soll: er hat auch gezeigt, wie Familie, Staat und Kirche sittliche Gemeinschaften eines großen zusammenhängenden Organismus seien, und wie wiederum jeder durch Selbstbildung sein Scherflein gerade aus Religion beizutragen habe, und mit der wahren Religion im Herzen, nicht aber mit Form und Dogmen, es auch thun werde.

In Halle, wohin Schleiermacher im October 1804 ging, wählte er ganz besonders gern sittliche Probleme zum Gegenstande seiner Vorträge in der Akademie der Wissenschaften, und diese Vorlesungen waren es auch, die ihm manche bedeutende Männer, wie Varnhagen von Ense und Steffens, zuführten.

Mit welch außerordentlichem Fleiß arbeitete aber auch diese rastlos schaffende Natur! Schreibt er doch schon gleich nach seiner Ankunft in Halle an seine Freunde Willich und die Herz: „Montag geht das Collegialesen an, und ich lese diesen Tag gleich drei Stunden, um mit Gewalt hineinzukommen. Anstatt der christlichen Moral bin ich durch allerlei Umstände in die philosophische hineingeworfen worden, und es ist wol auch ebenso gut, daß ich diese zum Grunde lege; nur daß ich mit der Anordnung des Ganzen nicht zu Stande bin und mich fürchte, gar sehr Vieles bei diesem ersten mal

zu vergessen. Vorgearbeitet habe ich immer noch gar nichts Bestimmtes und muß nur in diesen drei Tagen noch den allgemeinen Entwurf zu allen drei Collegien aufsetzen. Mit dem akademischen Gottesdienst ist es noch in ziemlich weitem Felde, weil man über das Lokal und allerlei äußerliche Umstände noch nicht im Reinen ist." Und bald darauf: „An Treue und Beharrlichkeit soll es bei mir nicht fehlen, und wenn ich nur erst in dem Maß, als ich in Ordnung komme mit meinem neuen Geschäft, auch die rechte Freiheit und Sicherheit des Vortrags gewinne, so, denke ich, wird mein Lehren ja auch nicht ohne Wirkung sein. Seit dem 22. habe ich nun gelesen. Ganz zufrieden kann ich mit diesem ersten Anfang unmöglich sein, aber ich gewinne doch die Zuversicht, daß es überhaupt geht. Du kannst denken, daß ich auch nur die Hauptsätze notire und übrigens frei rede, und dabei werde ich auch bleiben. . . . . Meine philosophische Moral scheint ein gutes Ganzes zu werden, und das wird freilich auf diesem Wege durch das immer wiederholte Bearbeiten eher und besser werden als sonst. So auch meine Einleitung in das theologische Studium. Das über die Fundamentallehre leidet etwas unter dem Uebrigen und wird sehr fragmentarisch; aber seinen Endzweck, daß es die Leute lehre, unter dem Begriff die Idee aufzusuchen, soll es doch wol erreichen. Mein

Predigtamt hat immer noch nicht angefangen; ein kleiner Verzug thut mir nicht leid; ich wäre sonst wirklich zu sehr überhäuft zum Anfang; hier und da kann ich nun doch ein wenig an den dritten Band des Plato denken."

Und dann wieder bei allem, was er that, immer an seine Freunde denkend, schrieb er an seinem Geburtstag: „Ihr wißt, wie mein Herz an euch hängt, wie ich in euch das Schönste, was ich kenne, auf eine in meinem ganzen Kreise einzige Art verwirklicht sehe und bei der Unsicherheit und Unvollständigkeit eigener Aussichten immer wieder beruhigt auf euch blicke. In dem heut beginnenden Jahre nicht, aber doch im nächsten hoffe ich euch zu sehen. Der schöne Sommer hat mir das Leben wieder werth gemacht, ich habe in euch allen gesehen, wie doch die lebendige Mittheilung wirkt, was auch das innigste Andenken allein nicht so frisch und erfreuend wirken könnte, und mein neuer Berufskreis, der doch wirklich einer ist, hält mich mit noch andern Banden fest. Es sei also gelebt mit euch, in euch, für euch und alle unsere Lieben, und die Welt nehme dann von dem, was mir auf dem unmittelbaren Wege meines Berufs vorkommt, was sie kann."

Steffens wurde einer seiner eifrigen Zuhörer und bald sein herzlicher Freund; Schleiermacher fand in ihm einen unerschöpflich tiefen Geist in

Verbindung mit einem liebenswürdigen, durch alles Gute beweglichen kindlichen Wesen; der ganze Mensch kam ihm über alle Beschreibung herrlich vor, „so tief, so frei, so witzig als Friedrich Schlegel nur immer sein kann“, im Philosophiren sehr lebendig und dabei durchaus rechtlich, milde, von aller Parteisucht entfernt. Steffens' Ehe fand er eine Ehe im ganzen Sinn des Wortes; nicht viel Aeußerliches, aber innerlich die schönste Wahrheit.

Im April 1805 begrüßt er Henriette von Willich als baldige Mutter, und freut sich innigst ihres schönen Glückes: „Nun ist sie da, Deine letzte schöne Vollendung, Deine herrlichste Würde, Du geliebtes Kind meines Herzens! Was soll ich Ihnen sagen von meiner väterlichen Freude? Jeder Gedanke an Sie ist ein Gebet und ein Segen im Namen der Liebe und der heiligen Natur. Ich vertiefe mich in Ihr Bild, wie das neue Glück aus Ihren Augen hervorglänzt in Freude, Stolz und Demuth! Und wie rein, heilig und natürlich die ersten mütterlichen Gefühle aus Ihrem schönen Herzen hervorgehen.“

Und während er der einen Freundin Glück wünscht zur süßen Mutterfreude, hat er der andern, Charlotte von Kathen, Trost zu senden an das Sterbebett eines theuern Kindes. Letzterer meldet er zugleich von seinem Besuch in Barby, wo er das Osterfest in der Brüdergemeinde zugebracht

hatte. Es waren dies Tage voll merkwürdiger Erinnerungen und unmittelbaren schönen Genusses für Schleiermacher. Früher war in Barby das Seminarium oder die Universität, zur Zeit seines Besuches die wissenschaftliche Knabenerziehungsanstalt der Gemeinde. Er fand dort noch seinen ehemaligen Rector, der ihn zuerst griechisch und hebräisch gelehrt hatte und nun als siebenundsiebzigjähriger Greis herzliche Freude hatte, seinen ehemaligen Schüler wiederzusehen. Die Gottesdienste am Charfreitag, das mit schöner, sinnvoller Kirchenmusik und wenigen Liederversen unterbrochene Ablesen der Passionsgeschichte ohne alle Rede und in der Todesstunde Christi ein kräftiges Gebet, am Sonnabend das Liebesmahl am Grabe Christi und am Ostermorgen beim Aufgang der Sonne die Feier der Auferstehung auf dem Kirchhofe: all diese religiösen Feierlichkeiten, echt christliche Frömmigkeit ausdrückend, ergriffen tief sein Gemüth, und er bedauerte aufrichtigen Herzens, daß er nicht davon mit hinübernehmen könne nach Halle in seinen Wirkungskreis.

Im August 1805 machte Schleiermacher Goethe's Bekanntschaft, sie begrüßten sich gegenseitig wie alte Bekannte; Schleiermacher fand, Goethe sei immer noch eine der edelsten und liebenswürdigsten Gestalten, die man sehen könne, und bedauerte, nicht mehr mit ihm sein zu können.

Ludwig Börne, der einige Zeit im Hause der Herz in Berlin gewohnt hatte, befand sich zu gleicher Zeit wie Schleiermacher in Halle; wiewol aber die Freundin Herz ihn immer für einen interessanten, etwas versprechenden Mann ansah, konnte Schleiermacher nie Wohlgefallen oder Geschmack an ihm finden. So schrieb er denn der Herz: „Freundlich bin ich Börne immer, aber gleichgültig ist er mir sehr. Wie soll man mehr Interesse an einem Menschen nehmen, als er selbst an sich nimmt? Er fängt gar nichts mit sich selbst an, vertändelt seine Zeit, versäumt seine Studien, ruinirt sich durch Faulheit und sieht das selbst mit der größten Gelassenheit an und sagt nur immer, es wäre ihm nun einmal so, und wenn er sich zu etwas anderm zwingen wollte, so wäre es dann doch nicht besser. Wie kann man auf einen Menschen wirken, der sich so den Willen wegraisonnirt. Ich weiß nicht, ob er untergehen wird; manche Natur rettet sich aus diesem Zustande; aber in diesem Zustande ist nichts auf ihn zu wirken und kein Theil an ihm zu nehmen. Er liebt und hätschelt seine Faulheit und Eitelkeit und will von allen Menschen entweder gehätschelt werden oder hochmüthig über sie wegsehen. Das letzte kann er nicht über mich, und das erste kann ich nicht gegen ihn; denn Faulheit und Eitelkeit sind mir an jungen Leuten ekelhaft und verhaßt. Auf diese

Weise ist er eigentlich von mir abgekommen. Ein interessanter Mensch, wenn Du es so nennen willst, kann er wol immer bleiben, aber weiter, glaube ich nicht, daß er etwas wird, zumal ich auch nicht einmal ein entschiedenes, tüchtiges, bestimmtes Talent an ihm bemerkt habe, auf welches ich meine Hoffnung setzen könnte, daß es Herr über ihn werden und ihn durcharbeiten werde."

Einem so außerordentlich willenskräftigen Manne wie Schleiermacher konnte der damalige Börne jedenfalls nicht gefallen. Die Herrschergewalt, welche ersterer über sich hatte und übte, zeigte sich auch im Kleinsten. Man stritt z. B. einmal, ob die niederdeutsche Aussprache des sp, st u. s. w. wohlklingender sei als die des Mittel- und Süddeutschen, wenn er schpitz, schtehen spricht. Schleiermacher erklärte sich für die Niederdeutschen. Da bemerkte man ihm, warum er denn auf der Kanzel nicht wie diese spreche. Anstatt seine Gewöhnung von Jugend auf vorzuschützen, erklärte er: „Vom nächsten Sonntag an werde ich es thun." Er hat es durchgeführt, ohne sich je zu versprechen.

Im Januar 1806 erhielt Schleiermacher einen Ruf nach Bremen, den er nicht gleich ablehnte, erstens weil er in Halle noch immer nicht in das versprochene Predigeramt eingesetzt war, dann weil man die Universitätskirche in damaligen unruhigen Zeiten sogar zum Magazin gemacht und

damit die Erfüllung seines Wunsches auf längere Zeit wieder hinausgeschoben hatte, und endlich weil er, von einem andern Geiste getrieben als die meisten seiner Mitarbeiter, diesen ein Dorn im Auge und somit seine Existenz oft eine unangenehme war. So schrieb er denn in einem etwas verdrießlichen Tone an die Regierung, daß er jenen Ruf annehmen werde, sofern man ihm nicht bald zum Predigeramt verhülfe. Das Cabinet erklärte, alles Mögliche zu thun, um seine Forderungen zu erfüllen, die es für sehr billig anerkannte; bald wurde ihm alles zugestanden, und somit entschloß er sich auch, zu bleiben, wiewol er den ihm so vertrauensvoll entgegenkommenden Bremern ungern eine Ablehnung sandte.

Unterdessen war seine „Weihnachtsfeier" erschienen, die als plötzliche Inspiration über ihn gekommen und innerhalb vierzehn Tagen ausgeführt wurde.

Hätte Schleiermacher schon manche schöne Befriedigung als Schriftsteller und Prediger erfahren, so sollte ihm in Halle noch eine Freude anderer Art werden; war er doch dort ein Drittes, nämlich akademischer Lehrer. Allüberall hin brachte er sein tiefes Gefühl, seinen klaren und scharfen Verstand, die sich, wie er selber sagt, „berühren und eine galvanische Säule bilden. Das innerste Leben des Geistes ist für mich nur in

dieser galvanischen Operation, in dem Gefühle vom Verstande und dem Verstande vom Gefühle, wobei aber beide Pole immer voneinander abgekehrt bleiben". Diese „galvanische Strömung" ergriff auch seine Zuhörer im Lehrsaale und in der Kirche; an ersterm Orte hatte er es mit einer Schar Jünglinge zu thun, die alle wieder lehren sollten, die alle berufen waren, den Menschen das Höchste zu bringen. Mit welcher Gemüthswärme, mit welcher geistigen Kraft und mit welcher wissenschaftlichen Virtuosität stand er vor den jugendlichen Zuhörern! Wie verstand er es, ihnen zu imponiren und sie zu fesseln! Um seine Schüler besser zu kennen, mehr auf sie einzuwirken, hatte er einen bestimmten Abend in der Woche eingerichtet, an dem immer einige junge Leute von den eifrigern und unterrichtetern seiner Zuhörer bei ihm waren. „Ich weiß nicht, wer mehr dabei gewinnt, sie oder ich; ihnen wird vielleicht manches Dunkle durch diese freie Unterhaltung aufgehellt und sie gewinnen an Vertrauen; ich aber gewinne dadurch offenbar einen sichern Takt für meine Vorträge und weiß genauer, wie ich mir die bessern unter meinen Zuhörern zu denken habe, welches ihre Fähigkeiten und welches ihre Bedürfnisse sind. Dadurch gewinne ich auch an Muth, und so erweitert sich mir mit jedem Jahre die Bahn, die ich noch zu durchlaufen habe."

Seine Vorlesungen über Ethik und Dogmatik waren sehr besucht und unter seinen Zuhörern so fleißige, daß sie es nicht scheuten, zur rechten Wiederholung und Besprechung einer einzelnen Vorlesung drei bis vier Stunden anzuwenden, und sich freuten, immermehr ins Klare zu kommen, dabei recht zur Zufriedenheit des Lehrers äußerten, daß sie nun erst die Bedeutung des Christenthums recht verständen.

Im September 1806 eröffnete Schleiermacher den akademischen Gottesdienst in Halle; die Kirche war ganz außerordentlich angefüllt; die siebenhundert Studenten, die etwa dort gewesen waren, von einer bewunderungswürdigen Ruhe und Anständigkeit. Bald mußte die Kirche abermals von der Akademie abgetreten und zum Magazin gemacht werden. Die Studenten wehrten sich gewaltig dagegen, arbeiteten die Nacht durch Vorstellungen aus an den Prorector und den commandirenden General und sammelten, wiewol viele schon verreist waren, an vierhundert Unterschriften. Sie erreichten wenigstens so viel, daß ein anderes Lokal bewilligt wurde und die Predigten fortgesetzt werden konnten, was Schleiermacher doppelt Freude machte.

So hatte denn der kenntnißreiche und herzensfreundliche Lehrer manchen schönen und befriedigenden Erfolg und sah mit Hoffnung und Freude

auf die nächste Generation junger Theologen. Manches herrliche Gemüth und manches ehrenwerthe Talent kam ihm mit Liebe und Vertrauen entgegen. Die echt vaterländische Gesinnung, die er in jener Zeit an den Tag legte, konnte die Zuneigung der Studenten nur steigern; sprach doch nicht nur der beredte Theologe, sondern auch der deutsche Patriot voll Mark und Charakter von Katheder und Kanzel herab zur empfänglichen und begeisterten Jugend und sagte ihr, daß nicht nur die Gegenwart, sondern auch die Zukunft Männer brauche, und erfüllt von der Unabhängigkeit des Vaterlandes schrieb er damals an Henriette von Willich: „Gib uns jetzt einen Knaben; die künftige Zeit wird Männer brauchen, Männer, die eben in dieser Periode der Zerstörung das Licht erblickt haben, und Söhne, wie ich sie von Dir und Ehrenfried erwarte, muthig, froh, besonnen, das Heilige tief ins Herz gegraben, werden ein köstliches Gut sein."

Und an Charlotte von Kathen: „Bedenken Sie, daß kein einzelner bestehen, daß kein einzelner sich retten kann, daß doch unser aller Leben eingewurzelt ist in deutscher Freiheit und deutscher Gesinnung, und diese gilt es. Möchten Sie sich wol irgendeine Gefahr, irgendein Leiden ersparen für die Gewißheit, unser künftiges Geschlecht einer niedern Sklaverei preisgegeben zu sehen und ihm

auf alle Weise eingeimpft zu sehen die niedrige Gesinnung eines grundverdorbenen Volks? Glauben Sie mir, es steht bevor, früher oder später, ein allgemeiner Kampf, dessen Gegenstand unsere Gesinnung, unsere Religion, unsere Geistesbildung nicht weniger sein werden als unsere äußere Freiheit und äußern Güter, ein Kampf, der gekämpft werden muß, den die Könige mit ihren gedungenen Heeren nicht kämpfen können, sondern die Völker mit ihren Königen gemeinsam kämpfen werden, der Volk und Fürsten auf eine schönere Weise, als es seit Jahrhunderten der Fall gewesen ist, vereinigen wird, und an den sich jeder, jeder, wie es die gemeine Sache erfordert, anschließen muß."

Als die Franzosen zur Plünderung in Halle eindrangen, kamen auch einige Husaren in die Wohnung Schleiermacher's, nahmen ihm und zwei anwesenden Freunden die Uhren ab und das wenige Geld, welches noch vorhanden war, dann silberne Löffel, Hemden u. dgl. Vor der Plünderung war Schleiermacher beim Gefecht fast in Gefahr gerathen; nach derselben hatte er eine furchtbare Last von Einquartierung auszuhalten. Seine Wirthe, verarmte Kinder mit ein paar alten Tanten, hatten nichts im Beutel, und die Bru-

talität der Fremden war kaum abzuhalten, sodaß alle eine Nacht außer dem Hause zubrachten. Hernach kamen Offiziere und Gemeine von der Garde ins Haus, und Schleiermacher mußte zwei Nächte hindurch einen zum Hauptquartier gehörenden Secretär und zwei Employés in seine eigene Stube aufnehmen, weil anderswo im Hause kein Platz mehr war. Abends vorher war Befehl gegeben worden, die Studenten zu vertreiben, und somit noch ein anderes Ungewitter losgebrochen. Katheder und Kanzel waren ihm abgeschnitten; Theuerung und Noth groß; er und seine Halbschwester Nanni lebten „so armselig als möglich, eigentlich mehr als möglich“; Holz war im Anfang November in Halle gar nicht zu haben — zum Glück bekam dann Schleiermacher noch eine halbe Klafter vom französischen Commissar ohne Geld durch den Prediger Blanc, der als Dolmetscher wichtige Dienste leistete. Wein und Fleisch mangelten so sehr, daß Schleiermacher's Gesundheit litt und seine alten Beschwerden wiederkehrten. Steffens und er mit seiner Schwester wirthschafteten zusammen aus etwas zusammengeliehenem Gelde, und trotz all dieses Mangels, all dieser Störung und Unruhe arbeitete Schleiermacher an seinem Plato und wünschte vor allem ein ehrenhaftes Benehmen des Vaterlandes, freute sich über den Muth und die gute, edle Haltung des Königs und der Königin inmitten

von so viel Niederträchtigkeit und Feigheit. Für den Protestantismus war er besorgt, aber fest entschlossen, für ihn einzustehen mit Kraft und Leben. „Niemand kann wissen, was ihm bestimmt ist in dieser Zeit! Es kann noch wieder Märtyrer geben, wissenschaftliche und religiöse."

Er erhielt aufs neue einen Antrag aus Bremen, schrieb aber an Willich: „Allein ich bin entschlossen, ihn auszuschlagen, weil ich Halle, solange noch Hoffnung zu seiner Erhaltung ist, treu bleiben will. Müßte der König einen unglücklichen Frieden machen und behielte Halle, bei einer bedeutenden Verminderung seines übrigen Gebiets, so würde ohnedies mancher lieber gehen als bleiben, und ich will dieses schlechte Beispiel nicht geben. Zieht sich aber der Krieg in die Länge, wie ich hoffen möchte, so würde ich lieber suchen interimistisch anderswo in Preußen angestellt zu werden, um nur gleich wieder hier zu sein. Denn mehr als je scheint mir jetzt der Einfluß höchst wichtig, den ein akademischer Lehrer auf die Gesinnung der Jugend haben kann. Wir müssen eine Saat säen, die vielleicht erst spät aufgehen wird, aber die nur um desto sorgfältiger will behandelt und gepflegt sein. Lieber Freund, wenn ich Dir beschreiben sollte, wie zerrissen mein Herz ist, wenn ich an den Verlust meines Katheders und meiner Kanzel denke, und wenn es mir doch bisweilen einfällt,

das alles könne ganz zerstört sein — das kannst Du Dir kaum denken. Sehe ich weiter ins Große, so bin ich wieder ruhig. Die Verfassung von Deutschland war ein unhaltbares Ding, in der preußischen Monarchie war auch viel zusammengeflicktes, unhaltbares Wesen; das ist verschwunden; ob und wie der Kern sich retten wird, das muß erst über seine Güte entscheiden. Ich bin gewiß, daß Deutschland, der Kern von Europa, in einer schönen Gestalt wieder sich bilden wird; wann aber — und ob nicht erst noch nach weit härtern Trübsalen und nach einer langen Zeit schweren Druckes, das weiß Gott. Ich fürchte nichts als nur bisweilen einen schweren Frieden, der einen Schein — und nur einen Schein — von Nationalexistenz und Freiheit übrig läßt. Aber auch darüber bin ich ruhig; denn wenn sich die Nation diesen gefallen läßt, so ist sie zu dem Bessern noch nicht reif, und die härtern Züchtigungen, unter denen sie reifen soll, werden dann nicht lange ausbleiben. So ist es, lieber Freund, über das Persönliche, als das Kleinste, über das Nationale, als das Größte, bin ich ganz ruhig, so schlecht es auch um beide aussieht — aber was in der Mitte liegt, die Art, wie der einzelne auf das Ganze wirken kann, die ganze wissenschaftliche und kirchliche Organisation, erfüllt mich mit Sorgen. Auch die letzte! Denn Napoleon haßt den Protestantismus, wie er

die Speculation haßt; meine Weissagung in den Reden ist, glaube ich, nicht falsch. Wenn das kommt, Freund, dann laß uns nur auf unsern Posten stehen und nichts scheuen. Ich wollte, ich hätte Weib und Kind, damit ich keinem nachstehen dürfte für diesen Fall. Zweimal habe ich gepredigt in dieser Zeit, vor zwölf Tagen und heut — beidemal, wie Du denken kannst, über die Zeit und ihre Zeichen, nach meiner Art und ohne alle Scheu."

Und an Henriette Herz: „Die Schicksale der Menschen, liebe Jette, mußt Du etwas im großen ansehen, dann wirst Du in der jetzigen Zeit nichts anderes finden, als was uns die Geschichte überall darbietet, daß auf Erschlaffung Zerstörung und sterbender Kampf folgt, während dessen, wenn auch nur eine Schlechtigkeit gegen die andere streitet, die bildenden Kräfte des Guten und die Tüchtigkeit des menschlichen Geistes sich entwickeln. In der Geschichte waltet überall derselbe Genius der Menschheit. Die unsichtbare Hand der Vorsehung und das Thun der Menschheit selbst ist eins und dasselbe. Sieht man zu sehr auf das Einzelne, so wird man schwindelig wegen der Kleinheit der Gegenstände."

Gegen Ende des Jahres 1807 verließ Schleiermacher Halle und begab sich nach Berlin. Von da aus schrieb er an Charlotte von Kathen: „Mein

Wirkungskreis in Halle war und ist ganz zerstört, die Universität vorläufig aufgelöst, und nur ein für Preußen günstigerer Friede könnte ihn wiederhergestellt haben. Die neue westfälische Regierung gibt freilich Hoffnung zur Wiedererrichtung; aber ich kann mich unter diese Regierung nicht fügen und muß, solange es irgendeinen gibt, unter einem deutschen Fürsten leben. Denn die Operationen, welche geradezu auf die Vernichtung deutschen Sinnes und Geistes gehen, kann ich nicht, auch nur durch mein Dasein unterstützen. Schon diese letzten zwei Monate war mir ganz beengt in Halle, und nachdem das Kirchengebet für den König und die Königin von Westfalen verordnet war, war es mir nicht mehr möglich, die Kanzel zu besteigen. Kurz, Freudigkeit zu lehren kann ich dort nicht haben, und darum bin ich nun ganz gegangen und würde ganz gegangen sein auch ohne die lebendige Ueberzeugung, daß eine französische Regierung unmöglich kann eine deutsche Universität ruhig bestehen lassen. Ich war im Sommer hier, um Vorlesungen zu halten und so doch etwas Aehnliches an die Stelle des zerstörten Wirkungskreises zu setzen. Auch jetzt habe ich denselben Zweck, wenn sich nur irgend Theilnehmer finden. Die Regierung hat überdem die Absicht erklärt, hier eine Universität zu gründen in die Stelle der verlorenen, und ich bin dazu vorläufig mit in

Beschlag genommen und lasse mich also hier nieder, um abzuwarten, ob die Umstände die Ausführung dieses Entwurfs begünstigen werden. Hier kann ich auch noch predigen, ohne gepreßtes Herz, und dies mit einiger Muße und der täglichen Nahrung ist alles, was ich eigentlich bedarf."

So empfinden und vernehmen wir allüberall den hochherzigen, weiter blickenden Patriot, den Mann voll echten Adels, der für die edeln Güter des Lebens alles andere in die Schanze schlägt, dem Freiheit und geistiges Gedeihen des Vaterlandes höher gilt als irdischer Besitz; den Mann, der bei allem tiefen Sinn für Individualität doch wohl weiß, daß es allüberall und allezeit auf das große Ganze abgesehen sein muß, und daß das Individuum sein Glück doch nur dann findet, wenn es sein Scherflein zum Wohl des Ganzen beiträgt. Darum auch wünschte dieser Mann, eine Familie zu gründen und durch diese mehr noch zum großen Ganzen beizutragen; sein Wunsch sollte nach bittern Erfahrungen, aber auch nach herrlicher Selbstläuterung, in schönster Weise in Erfüllung gehen.

„Lieber, lieber Schleier! mein geliebter Freund! mein Vater! — o mein Gott, mein Gott!" schreibt schmerz- und angstvoll Henriette von Willich am 13. März 1806, „wie soll ich Dir es aussprechen und wie sollst Du es hören! Schleier, ich bin nicht mehr die glückliche Jette, deren heiliges Glück

Du im Herzen trugst und woran Du Dich so innig freutest. Mein lieber Schleier, mache Dich gefaßt, das Bitterste zu hören — die glückliche Jette ist jetzt eine arme, betrübte, einsam weinende Jette — o mein Schleier, so sei es denn mit einem mal ausgesprochen das entsetzliche Wort — mein Ehrenfried, mein innig, zärtlich geliebter Ehrenfried ist nicht mehr bei mir — er lebt in einer andern Welt — o Schleier, kannst Du es fassen? kannst Du begreifen, daß ich es überlebt habe?" So klagt die einsame Witwe, deren Gatten das in Stralsund herrschende Nervenfieber in kurzer Zeit weggerafft hatte. Wie bittet sie den theuern Freund ihres Gatten, ihren eigenen Freund, ihr Trost und Stütze zu sein in dieser traurigen Zeit, damit sie aufrecht halte den Muth und die Kraft für das neben ihr spielende Kind und für das, welches sie noch unter dem Herzen trug.

Und wie mitfühlend, wehmuthsvoll und doch männlich stark und wirklich fromm den Schmerz tragend antwortet ihr Schleiermacher: „O so ein schönes Glück zerstört sehen! Du weißt, wie mein Herz daran hing. . . . . Du kommst zu mir, und ich soll Deine Zweifel zerstreuen. Es sind nur die Bilder der schmerzlichgebärenden Phantasie, welche Du befestigt wünschest. Liebe Jette, was kann ich Dir sagen? Gewißheit ist uns über dieses Leben hinaus nicht gegeben; verstehe mich recht, ich meine

keine Gewißheit für die Phantasie, die alles in bestimmten Bildern vor sich sehen will: aber sonst ist es die größte Gewißheit, und es wäre nichts gewiß, wenn es das nicht wäre, daß es keinen Tod gibt, keinen Untergang für den Geist. Das persönliche Leben ist ja aber nicht das Wesen des Geistes, es ist nur eine Erscheinung. Wie sich diese wiederholt, das wissen wir nicht, wir können nichts darüber erkennen, sondern nur dichten. Aber laß in Deinem heiligen Schmerz Deine liebende fromme Phantasie dichten nach allen Seiten hin und wehre ihr nicht. Sie ist ja fromm, sie kann ja nichts wünschen, was gegen die ewige Ordnung Gottes wäre, und so wird ja alles wahr sein, was sie dichtet, wenn Du sie nur ruhig gewähren läßt. . . . . Wenn Dir Deine Phantasie ein Verschmolzensein in das große All zeigt, liebes Kind, so laß Dich dabei keinen bittern, herben Schmerz ergreifen. Denke es Dir nur nicht todt, sondern lebendig und als das höchste Leben. Es ist ja das, wonach wir in diesem Leben alle trachten und es nur nie erreichen, allein in dem Ganzen zu leben und den Schein, als ob wir etwas Besonderes wären und sein könnten, von uns zu thun. Wenn er nun in Gott lebt und Du ihn ewig in Gott liebst, wie Du Gott in ihm erkanntest und liebtest, kannst Du Dir denn etwas Herrlicheres und Schöneres denken? Ist es nicht

8*

das höchste Ziel der Liebe, wogegen alles, was nur an dem persönlichen Leben hängt und nur aus ihm hervorgeht, nichts ist? Wenn Du Dir aber neue Erscheinungen denkst, wie diese des jetzigen Lebens, und Du meinst, Du könntest fern sein von Deinem Geliebten und andere ihm näher, liebe Tochter, das ist nichts, das ist ein Gespenst, das Du meiden mußt. Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes, ewiges Naturgesetz."

So beginnt nun ein fleißiger Briefwechsel; sie sich kindlich und weiblich anlehnend an den seelenstarken väterlichen Freund, ihm ihr reiches Innere aufschließend, strebend und ringend nach Förderung, nach Klarheit, ihm von den Kindern erzählend und den Vater für sie vermissend, oft an sich selber zweifelnd, um Rath und Beistand bittend. Und er, glücklich durch ihr schönes Vertrauen, sie emporrichtend, belehrend, mehr und mehr zu größerm Selbst- und Gottvertrauen führend, bis er sie im Sommer 1808 auf Rügen besuchte und sich das immer inniger gewordene Verhältniß zum innigsten gestaltete: Henriette von Willich ward die glückliche Braut des bedeutenden, liebebedürftigen und liebespendenden Mannes. Der Briefwechsel aus dieser Zeit zeigt uns dieses bräutliche und nachher das eheliche Verhältniß so jugendfrisch und herzinnig, als nur immer eins sein kann, das wahre,

edle Menschen miteinander eingehen. Rührend schön und wahrhaft edel ist die Art, wie beide Verlobte des heimgegangenen Gatten und Freundes gedenken, wie die innere Möglichkeit und Gestaltung einer zweiten Ehe besprochen wird. Die Braut macht es sich zuerst fast zum Vorwurf, so bald nach dem Verlust des ersten Gatten sich einem zweiten anzuschließen: „Sage mir, mein geliebter Vater, ist Dir das auch lieb an mir, daß ich mich so ganz hingebe dem Gefühl des Glücklichseins und der Freude? Wenn ich an unsern theuern Ehrenfried denke und ein leises Weh mir durch die Seele zieht, kann mir die Frage kommen, ob ich auch wol anders in mir tragen sollte die neue Gnade Gottes, die mir durch Dich widerfährt, ob es auch wol recht und schön ist, daß ich so jugendlich frisch wieder ins Leben trete und mein Herz der Freude wieder ganz geöffnet ist, da ich noch vor kurzem um ganz unvergänglichen Schmerz betete, der die Witwe durchs Leben geleiten möchte. O ich darf es Dir nicht erst sagen, wie Ehrenfried im Grunde meiner Seele wohnt, wie mir jede Erinnerung von ihm so heilig ist — Du weißt es. Doch bin ich jetzt so ganz glücklich durch Dich — Gott, wie ich es nur immer sein kann.“

Und er: „In Stralsund war ich noch an Ehrenfried's Grabe und reichte ihm in schöner Zuversicht in die andere Welt hinein die brüderliche

Hand zum neuen Bunde; sein Geist ist gewiß mit uns."

Weiter: „Es ist mir nun auch klar, daß, was in uns ist, auf eine wahrhaft göttliche Weise geworden ist, aus dem Innersten unsers Wesens heraus, durch seine höchste Natur, anknüpfend an unser gesammtes Sein, nicht von irgendetwas Einzelnem ausgehend und also auch auf keine Art einseitig und unsicher. Warum wolltest Du Dich also nicht auch rein gehen lassen, wie in allem, was in Dir ist, in aller Freude an dieser neuen Offenbarung Gottes in uns? Du bist ja jugendlich und frisch, warum solltest Du nicht so ins Leben hineingehen? .... Daß sie Dir immer bleibe, diese liebliche Frische des Lebens — des Schmerzes bedarfst Du jetzt nicht mehr, Ehrenfried soll Dir nun nicht mehr fehlen; wie wir unsers Glückes sicher sind, so sind wir auch seiner Freude sicher, und seine Freude muß ja Deinen Schmerz vertreiben. Aber wenn wir je aufhören könnten mit ihm zu leben, ihn in und mit uns leben zu lassen, dann wären wir und könnten auch uns nicht mehr lieben mit dieser selbigen Liebe. Das kann also nicht geschehen, und so werden auch diese Schwankungen, die jetzt so natürlich sind, Dir immermehr verschwinden, und das Vergangene und Gegenwärtige werden immermehr eins werden in Dir."

So wird sie denn auch über diesen Punkt

ruhig, die zum zweiten mal Brautgewordene, und schreibt: „Lieber Ernst, wie sind mir doch alle Ideale, die sich in jugendlicher Schwärmerei in mir bildeten, erfüllt, und noch mehr als sie. Wie oft habe ich gedacht: sollte es denn nicht wirklich ein so schönes Leben geben können, als es mir vorschwebte? Jetzt weiß ich es, es gibt ein solches. Sehr, sehr schön war schon mein Leben mit dem theuern Ehrenfried, reicher wird noch das mit Dir sein. Dir darf ich das sagen, denn Du weißt, wie ich an dem Unvergeßlichen gehangen und immer hangen werde."

Später, zwei Jahre nach dem Todestage ihres ersten Gatten: „Gewiß, mein geliebter Ernst, hast Du recht viel in diesen vergangenen Tagen an uns und an unsern theuern Ehrenfried gedacht — ich habe es recht tief empfunden, wie ohne die Treue, die fest das Alte im Herzen behält, kein Gemüth heilig und fromm und kein Glück vollkommen sein kann. Ich habe sehr zu Gott gefleht deshalb — und wenn mir bisweilen gewesen, als wohne diese Treue nicht in mir, so habe ich es doch nun recht gefühlt, daß sie mir nicht fremd ist, und daß sie in der Tiefe, im Grunde meines Herzens, rein und unverletzt wohnt."

Aber noch ein anderer beunruhigender Gedanke stieg in diesem jungen einundzwanzigjährigen Weibe dem einundvierzigjährigen gereiften und gelehrten

Manne gegenüber auf: ob sie ihm auch genügen könne? ob er auch sein Heiligstes, Theuerstes mit ihr theilen werde? Und so schreibt sie denn hier und da Worte wie diese: „Mein lieber, lieber Ernst, ach hast Du mich auch noch so lieb als da Du hier warest, da Du mich Dein süßes Herz nanntest? Ich zweifle nie mehr einen Augenblick an Deiner Liebe; eher kann ich denken, wird er denn auch, was das Heiligste und Theuerste ihm ist, mit dir theilen mögen?"

Aber wie weiß sie der treffliche und seine edle Braut herzlich liebende Mann zu beruhigen, ihr mehr und mehr ins Herz zu reden, daß sie Zwei künftighin ja immer nur Eins sein werden, und daß es ohne dieses Einssein keine rechte Ehe gebe:

„Du mußt Dich nun ansehen als vollständig in mein ganzes Leben eingeweiht; es ist nichts darin, was Dir nicht angehörte, was Du nicht theilen sollst und was ich Dir nicht mit Freuden aufschließen werde. Mit dem Nichtverstehen kann es auch mit dem, was Dir das Wesentliche sein muß, keine Noth haben. Es ist nichts in meinem Leben, in allen meinen Bestrebungen, wovon Du nicht den Geist richtig auffassen könntest; sonst könntest Du ja auch mich selbst nicht verstehen, nicht mein sein. Vielmehr wirst Du, das liegt ja in der Natur der Sache, in diesem Verstehen immer die Erste sein, weil sich ja Dir am nächsten und

unmittelbarsten mein ganzes Leben und Sein offenbart, und am Willen dazu wird es Dir nicht fehlen, dafür kenne ich Dich. Auch würde es mir wehe thun, wenn es irgendetwas mir Wichtiges gäbe, was auch, seinem innern Wesen nach, kein Interesse für Dich hätte." Und weiter: „Mein Leben in der Wissenschaft und in der Kirche, und so Gott will und Glück gibt, wie mir beinahe ahnt, auch noch im Staat, soll gar nicht von Deinem Leben ausgeschlossen und Dir fremd sein, sondern Du sollst und wirst den innigsten Antheil daran nehmen. Ohne das gibt es keine rechte Ehe. Du brauchst deshalb die Studien und die Worte nicht alle zu verstehen; aber mein Bestreben und meine That wirst Du immer nicht nur anschauen und verstehen, sondern auch theilen, daß nichts ohne Dich gelingt, nichts ohne Dich vollbracht wird, alles mit Deine That ist und Du Dich meines Wirkens in der Welt wie Deines eigenen erfreust. Du wirst sehen und fühlen, wie es mir bald mehr, bald weniger gelingt, wie sich bald der Reichthum drängt, bald die Trägheit mich wieder herunterzieht. Du wirst mich beleben und erfrischen, und ich werde alles in Dir auslassen und in Dich übertragen. Darum wäre es mir nun außerordentlich lieb, wenn es sich so einrichten ließe, daß mein Arbeitszimmer mit dem Deinigen Thür an Thür wäre, damit wir uns immer recht in der Nähe haben können."

„Du sprichst von der Armuth Deines Geistes und Herzens und von dem Reichthum des meinigen, und dann findest Du wieder, daß alles, was ich sage, schon vorher Deine Ansicht gewesen ist, nur nicht so klar und bestimmt ausgesprochen. Das ist überhaupt mein Beruf, klarer darzustellen, was in allen ordentlichen Menschen schon ist, und es ihnen zum Bewußtsein zu bringen. Aber du mußt freilich genauer damit übereinstimmen als so viele andere, weil auch das, was wirklich meine Eigenthümlichkeit ist, Dir geläufig sein muß und durchschaulich; sonst könntest Du ja nicht die Meine sein. Dabei bleibe also auch und stelle Dich mir gleich, wie es Mann und Weib sein müssen, und wisse es recht, daß Du mich selig machst und völlig befriedigst und all meine Sehnsucht stillst durch Deine Liebe."

Die innige, ganz sich hingebende Liebe dieses edeln Wesens machte ihn alles Mühevolle und Schwere seiner damaligen Lage leicht tragen; zu jeder Stunde hatte er das schöne Glück vor Augen und im Herzen, und es war ihm, als müsse er seine innere Freude und Seligkeit ausgießen auf alle, die ihm näher standen. Es war ein neues, schönstes Leben über ihn gekommen, ein lange geahntes, sehnlich gewünschtes und nun endlich errungenes, und es war kein bloßer Wortklang, sondern eine innerste Empfindung, wenn er seine Braut „seine Süße, Herrliche" nannte.

Aber dieses schöne Liebesglück hielt ihn nicht ab, irgendeine große und schwere Pflicht zu erfüllen; so übernahm er denn im September 1808 eine nicht gefahrlose Sendung im Dienste des Vaterlandes und forderte dabei die Kraft und den Muth, den er selber in der Seele trug, auch von seiner künftigen Gattin: „Was Dir zuerst vor vier Jahren mein Herz so ganz gewonnen hat, das war eben die herrliche Verbindung von Lieblichkeit und tiefem Gefühl mit leichtem Frohsinn, Stärke und Herzhaftigkeit. Könnt' ich Dir doch recht sagen, wie mir zu Muthe war, als ich Dich zuerst sah in Götemitz, und als wir auf Stubenkammer zusammen am Rande des Ufers herumliefen. Ich liebte Dich und Deine Liebe zu Ehrenfried so innig, daß mein ganzes Wesen darin aufgelöst war; ich hing an Dir auf eine ganz eigene Weise, mit einem bestimmten Gefühl, daß Du mir auch angehörtest, nur auf eine andere Weise als Ehrenfried; es war die höchste Zärtlichkeit, mit der ich Dir zugethan war, rein väterlich und freundschaftlich, aber ich wäre nicht fähig gewesen, irgendeine andere Liebe stärker zu empfinden als diese, und immer, wenn meine Liebe zu Dir am innigsten hervorbrach, war auch Deine Stärke und Dein Muth unter dem, was ich am lebendigsten fühlte und woran ich mich so recht innig erfreute. Und damit tröstete ich mich auch, als ich zuerst von

unsers theuern Ehrenfried's Krankheit hörte und als ich seinen Tod ahnte und erfuhr. Du warst mir immer eine starke Tochter, stark in dem Herrn und in der Kraft Deines schönen Lebens. So bist Du mir auch jetzt meine starke, muthige Braut, und ich habe nur die erste Ueberraschung der Liebe erkannt in Deinen Aeußerungen; ich wußte es gleich, daß Dich Dein Muth nicht verlassen und daß Du auch bald fühlen werdest, ich müßte in der That thun, was ich thue, und daß Du nichts anders wünschen würdest in meiner Denkungsart und Handelsweise. Darum bist Du aber auch mein und ganz mein; und weil ich so bin, weil ich Dein ganzes Wesen noch von einer andern Seite in Anspruch nehme, als bei Ehrenfried's Charakter und Laufbahn möglich war, darum kannst Du mich auch noch lieben nach ihm, so wie Du mich wirklich liebst, Du Süße, Du Herrliche. Nun sage mir aber auch, ob Du recht glaubst an meine Besonnenheit und an meine Vorsicht, ob es Dir leicht wird, die Art, wie Du mich hast handeln sehen im täglichen Leben, auch überzutragen auf ein größeres Gebiet, sodaß Du weißt, ich werde nicht leichtsinniger- und unnützerweise die Gefahr vermehren. Dieser Glaube wird Dir doch recht nöthig sein, liebe Jette; aber ich denke, wenn Du nur an meine Liebe zu Dir und unsern Kleinen glaubst, mußt Du auch vertrauen, daß schon diese

Liebe mir ein hinreichendes Maß von Vorsicht und Besonnenheit einflößen muß. Mir ist recht zuversichtlich zu Muthe, und ich fühle mich gerade in dem Zusammentreffen dieser äußern Lage mit unserm Verein in einem so hohen Grade und auf eine so lebendige Weise glücklich, daß ich es gar nicht aussprechen kann. Jedes erhöht das andere und bringt es in das rechte Verhältniß. Könnte ich nicht, was ich thue — und ich fühle doch nun lebendig, daß ich es kann — so würde ich mir gar nicht so gewiß sein, daß ich ein Recht hätte, Anspruch zu machen auf Dich, auf Dein ganzes Dasein und auf Deine Kinder. Und wiederum hätte ich Dich nicht, so würde ich gar nicht so gewiß wissen, wie viel eigentlich wäre hinter meinem Muth und meiner Vaterlandsliebe. Nun aber weiß ich, daß ich mich neben jeden stellen kann, daß ich werth bin, ein Vaterland zu haben, daß ich werth bin, Gatte und Vater zu sein."

Es empfand dieser durch und durch sittliche Mann, daß, wer um Edles wirbt, auch selber edel sein soll, und seine Liebe war ihm kein Ruhekissen, sondern Sporn zu allem Edeln und Großen. Zudem wollte Schleiermacher zeigen, daß die rechte Ehe nichts stört, nicht die Freundschaft, nicht die Wissenschaft, nicht das uneigennützigste, aufopferndste Leben für das Vaterland. Und seine empfängliche Braut wuchs immermehr in die Anschauungen

ihres Verlobten hinein; die tiefe Verehrung ward zum innigen Verständniß, und jede große Aufforderung, die an den Mann ihres Herzens gelangte, half sie mit bestehen.

Wenn auch die Zeiten keine feste Anstellung Schleiermacher's in Berlin gestatteten, so arbeitete und wirkte er doch rastlos im Dienste des Vaterlandes und zu seiner eigenen Vervollkommnung: er predigte, so oft es anging, hielt Vorlesungen und fand es herrlich, jungen Männern gerade in so wichtiger Zeit Christenthum und Staat klar zu machen, ihnen so alles zu geben, was sie brauchten. Daneben arbeitete er immer an seinem Plato.

Mit dem wärmsten Antheil folgte er den Zuständen des Vaterlandes und schrieb seiner Braut im December 1808: „Es gibt jetzt Augenblicke, in welchen ich mich in einer Weise nach Dir sehne, wie es bisher noch nie der Fall war, nämlich um meine Sorgen und meinen Kummer bei Dir auszuschütten. Es dünkt mich vieles recht schwer, nicht in meinen nächsten Verhältnissen, sondern in den allgemeinen Angelegenheiten. Unser guter König hat sich überraschen lassen von einer elenden Partei und sich zu einem Schritt verführen, der alles aus dem sichern Gang, in den es eingeleitet war, wieder herausbringt. Es stehen zwar noch immer treffliche Männer an der Spitze, aber wer weiß, wie lange sie sich werden halten können gegen die

schlechten, die den König aufs neue verstrickt haben, und so kann es sein, daß das Vaterland zum zweiten mal an den Rand des Verderbens geführt wird, wenn nicht Bessere es durch Maßregeln zu retten suchen, welche immer auch sehr mislich bleiben. . . . . Es ist mir so wesentlich, daß Du nun alles weißt, was in mir vorgeht und was mich bewegt, und die Armen, die sich genöthigt fühlen, ihren Frauen vieles zu verschweigen, kann ich nicht anders als herzlich bedauern, und doch immer fühlen, daß sie nicht in einer wahren Ehe leben. So ist es auch eine Thorheit, daß man nicht auf die Verschwiegenheit der Frauen rechnen kann; ich rechne mit der größten Sicherheit auf die Deinige überall, wo ich sie Dir empfehlen werde, und ich bin ganz fest überzeugt, daß keine Furcht Dir sollte ein Geheimniß ablocken können, was ich Dir anvertraut habe. Aber eben, weil ich Dir muß so alles mittheilen und vertrauen können, muß ich auch eine so brave, starke, kräftige Frau haben, wie Du bist ohne Weichlichkeit."

Henriette antwortet: „Nicht aussprechen kann ich es Dir, welche Seligkeit Du mir dadurch schaffst, daß Du mir so Dein uneingeschränktes, ganzes Vertrauen schenkst. O und mit welcher innern Ueberzeugung, mit der Zustimmung meines innersten Gewissens kann ich Dir zurufen: Du thust mir nicht zu viel — Dein Vertrauen kann

Dich nie gereuen. Ja, mein Ernst, ich habe Sinn für Deine Schmerzen, Deine heiligen Sorgen, die Dich mir noch werther machten, wenn es möglich wäre — und ich könnte schweigen wie das Grab, wenn es gut sein würde, und mein Inneres verbergen, daß auch keine Miene mich verrathen dürfte, wenn es noth thäte, wie lebhaften Antheil mein Herz auch nähme. Du wirst für mich einstehen können wie für Dich selbst. Alles, was Dein großes Herz bewegt, wie fern es auch uns Frauen liegen möge, dem ersten Anschein nach — ich kann es mit Dir fühlen, mit Dir trauern um das Vaterland, theilen Deinen Muth, Deine Sehnsucht, daß Du mitwirken mögest zu seiner Errettung."

Wie unabhängig Schleiermacher von der Meinung der Welt war, zeigt nachfolgende Stelle aus einem Briefe an seine Braut: „Es ist gar nicht anders möglich, als daß viele mich misverstehen, daß einige sich an mir ärgern und daß ich andern ein Dorn im Auge bin. Um das zu ändern, müßte ich mich selbst im innersten Wesen ändern, und das wirst Du doch nicht wollen. Daraus nun entwickeln sich von Zeit zu Zeit stoßweise eine ganze Masse von Afterreden, von Verleumdungen, von bösen Klatschereien ohne Absicht, von Vermuthungen, aus denen Geschichten werden, und was dergleichen mehr ist. Ich gehe meinen Weg

ganz ruhig fort, ohne mich daran zu kehren und ohne mich umzusehen. Am liebsten ist es mir, wenn ich gar nichts davon erfahre. Indeß trifft sich das, so schadet es auch nicht. Es stört mich selten länger als den ersten Augenblick; theils habe ich ein glückliches Talent, gleich zu vergessen, theils bin ich auch so ganz darüber weg, daß ich auch wissen und daran denken kann, daß ein Mensch das albernste und boshafteste Zeug von mir geschwatzt hat, ohne daß das auf mein Betragen gegen ihn den mindesten Einfluß hat, und fast so wenig Sinn als ich für die Eifersucht habe, habe ich auch für die Rache."

Im Mai 1809 vermählte sich Schleiermacher und erhielt auch bald darauf eine bestimmte Wirksamkeit; er ward Prediger an der Dreifaltigkeitskirche in Berlin und Lehrer an der Universität.

In seinem Hause gestaltete sich das schönste Familienleben; er schrieb seltener an Freunde und Freundinnen, weil er eben nicht mehr der einzelne war, der in schriftlichen Mittheilungen Ergänzung für sein Bedürfniß nach Liebe zu suchen hatte; Gattin und Kinder gaben ihm Liebe die Fülle, und der Erziehung dieser Kinder nahm er sich so väterlich treu und warm an, daß er wohl sagen konnte, er gehe in seinen Arbeiten und in seinem Hause ganz auf, es liege darin eine große Glückseligkeit, aber auch ein großes Elend; denn diese

beiden stehen in einem kleinen Krieg und thun einander Abbruch. „Denn in der Arbeit unterbricht mich doch sehr oft das Gefühl von Jette und den Kindern, und mitten unter diesen schwärmt mir auch wieder die Arbeit im Kopfe herum."

Im December 1810 wurde er Vater eines starken und gesunden Mädchens und empfand das als ein schönes, langersehntes Glück, aber auch als eine neue Aufforderung, sich selbst stets zu veredeln.

Im Herbst 1811 machte Schleiermacher eine Reise durch Schlesien, welche, wie seine Briefe andeuten, einen politischen Zweck hatte.

Im Frühling 1813 sandte Schleiermacher Frau und Kinder nach Schlesien, weil sie ihm in Berlin in Gefahr schienen. Von da aus schreibt er seiner Frau: „Ich war froh, als ich von Göschens zurückkam, daß ich euch nicht mehr fand, und ich erschrak, daß ich froh war. Aber ich hatte nicht Zeit, mich zu besinnen. Die Deputation war schon versammelt; es war von oben her eine Kränkung unserer Autorität vorgefallen. Süvern war außer sich und wollte seine Hauptmannstelle niederlegen; ich hatte zu thun, ihn zu beschwichtigen (herzlich wird er doch auch in diesen Angelegenheiten nicht), und mußte hernach nach dem Ausschuß laufen, um die Sache in Ordnung zu bringen. Nicolovius begegnete mir auf der Straße und bestätigte mir

die Auflösung des Departements. Schuckmann ist schon nach Schlesien, um es dort zu repräsentiren; Nicolovius geht morgen nach Pommern oder Preußen zu demselben Behuf. Ob hieraus folgt, daß man die Provinz zwischen Elbe und Oder schon ganz als landssturmfähig ansieht, weiß ich nicht, wie ich überhaupt nichts weiß, denn man sagt nichts." Und weiter: „Der Kronprinz von Schweden ist wirklich angekommen; die Engländer wollen mit den Spaniern in Frankreich einfallen, 160000 Mann stark; das sind die auf die Länge und für das Ganze sehr günstigen Nachrichten, wie auch, daß die Dänen Hamburg mit vertheidigen helfen. Dagegen sollen die Franzosen irgendwo zwischen Wittenberg und Torgau über die Elbe gegangen sein, um auf hier zu marschiren, aber niemand weiß wo und wie stark. Bonaparte selbst soll bei Pirna übergehen, um der combinirten Armee eine neue Schlacht anzubieten, aber man vermuthet, sie werde sie noch nicht annehmen, sondern sich noch weiter zurückziehen, bis in ein Land, wo — nicht Milch und Honig fließt, sondern Landsturm. Der König hat selbst den Befehl gegeben, daß im Nothfall Berlin soll vertheidigt werden, und nun fängt man an zu schanzen vor allen Thoren längs dem Schafgraben vom Köpenicker bis Potsdamer. Prinzeß Wilhelm ist noch hier — da hast Du die Neuigkeiten gleich auf einmal.

Nach dem Collegio sollte eine Conferenz der Schutzdeputation bei mir sein; die Leute ließen mich aber fast eine Stunde warten, und so war ich froh, daß ich die Kirchenrechnung noch zu machen hatte. Von 2—5 war Landsturm und um 6 Uhr war Presbyterium bei mir, und eben als es angehen sollte, bekam ich den Auftrag, eine Einsegnungsrede zu halten im Hofe des Universitätsgebäudes für das Bataillon Landwehr, das morgen früh marschiren soll."

Am 15. Mai: „Nach heute eingelaufenen Nachrichten ist heute oder morgen ein Gefecht zwischen Bülow und den über die Elbe gegangenen Franzosen zu erwarten, welches wol das nächste Schicksal von Berlin entscheiden wird. Sei aber für mich nicht bange, mein Herz. Schwerlich werden die Vertheidigungsanstalten schon so weit gediehen sein, daß man sich hier wird auf etwas einlassen können, und also wird der Landsturm wol nur aufgeboten werden, um sich aus der Stadt zurückzuziehen. Das werde ich denn auch thun und werde Dir ganz sachte nachkommen."

Am 17. Mai: „Heute habe ich mein Haus bestellt, die Leute abgelohnt, aber doch noch im Hause behalten, Pulverhorn und Feldflasche gekauft, Röder's grüne Tasche zurecht machen und packen lassen, mein Geld in Gold umgesetzt. Meine wichtigsten Papiere, Deine Briefe und die Packete von

der Herz habe ich Pischon zu verwahren gegeben; die Wäsche und Deine Bücher sind im Keller."

Am 18. Mai: „Aus dem Studiren kann nicht eher etwas werden, bis die nächste Krisis vorüber ist. Meine Collegia setze ich indeß fort, aber ich glaube, daß ich der einzige bin. In diesem schwankenden Zustande, liebstes Weib, halte Dich nur daran: je eher wir hier von den Franzosen überfallen werden, um desto weniger darfst Du um mein Leben besorgen, weil man dann die Stadt nicht wird vertheidigen wollen; je später sie kommen, desto besser werden wir gerüstet sein. In dem ersten Fall wäre nur das Einzige zu besorgen, daß es vielleicht unmöglich für uns wäre, unsere Retirade nach Schlesien zu nehmen, sondern daß wir sie würden nach Pommern nehmen müssen. Das wäre äußerst hart, weil wir dann auf eine nicht zu berechnende Zeit könnten getrennt werden."

Am 21. Mai: „Heute ist mein großes Gehalt für den nächsten Monat gezahlt worden, sodaß die Aussicht auf den eigentlichen Hunger wieder etwas hinausgesetzt worden ist. Zu einer recht eigentlichen Noth werden wir am Ende gar nicht kommen; nun, wenn es nicht sein soll, werden wir es uns auch gefallen lassen; ist doch diese Trennung leider Noth genug."

Am 22. Mai: „Berlin hat jetzt ein ganz neues Ansehen. Des Morgens begegnet man den Leuten

truppweise mit Schaufeln und Spaten, die zum Schanzen gehen, des Abends exerciren die Landsturmcompagnien auf allen großen Plätzen. . . . . Diesen Mittag ist ein Kurier angekommen mit der Nachricht von dem glücklichen Gefecht am 19. Dieser ist aber abgegangen vom Schlachtfelde während eines allgemeinen Gefechtes am 20., wo wir damals sollen überall im Vortheil gewesen sein; nun ist aber jedermann gespannt auf die Nachricht über die letzte Entscheidung. Diesen Zustand sollte man den Menschen doch ersparen, denn sie haben keine Kraft dazu, es wird ja unsereinem sogar schwer."

Am 24. Mai: „Mit der Entfernung der Staatsdiener, das ist so, niemand kennt den königlichen Befehl ganz bestimmt. Auf jeden Fall ging er zunächst nur die Departementschefs an, und da hat denn jeder es gemacht wie er wollte, der eine seine Räthe mitgenommen, der andere sie sitzen lassen, und wenn die Räthe keinen Befehl bekommen haben, haben sie auch gemacht wie sie wollten. Man verdenkt es aber denen gar sehr, die ohne ganz bestimmten Befehl und ohne daß es in ihrem Beruf lag, von selbst gegangen sind. Von unserm Departement *) ist bisjetzt keiner gereist als Nico-

*) Schleiermacher war Mitglied des Departements der Unterrichtsangelegenheiten im Ministerium des Innern, welches unter dem Minister von Schuckmann stand.

lovius, den Schuckmann geschickt hat, und Ancillon, der wahrscheinlich wol zum Kronprinzen gegangen ist. Hoffentlich werden die offenbar Feigherzigen, sowol die königlichen Diener als auch die Bürger — denn auch viele reiche Privatleute sind fort, sagt man, besonders viel reiche Juden — ihrer gerechten Strafe nicht entgehen."

Am 25. Mai: „Da haben wir nun die Nachricht von zwei mörderischen Schlachten, die wieder, wie es scheint, für das Ganze keine Entscheidung gebracht haben. .... Die Schweden werden nun bald anfangen ernsthaft zu operiren, und dadurch werden große deutsche Massen frei und in Bewegung gesetzt werden."

Am 27. Mai empfand Schleiermacher viel Sorge, seine Familie von Berlin weggeschickt zu haben, weil der Kriegsschauplatz ganz in deren Nähe kam, und er so von ihr abgeschnitten wurde und gar nichts für sie thun konnte. Er baute indessen auch wieder auf den Muth und die Besonnenheit seiner Frau, und diese überstand denn auch den ersten Sturm und Schreck glücklich. Anfang Juni trat Waffenstillstand ein, der Schleiermacher wenigstens seine Gattin und Kinder wieder zuführen sollte. Und wie sehnte er sich nach diesen: „Auf keine Weise kann ich Deine Abwesenheit länger ertragen. Ich kann mir in einzelnen Momenten vorkommen wie in meine alte Garçonökonomie zurückversetzt

und als wäre es nur ein Traum, daß ich ihr je entgangen bin, und mich kann schaudern bis zur Vernichtung." Ende Juni langten Gattin und Kinder an und mit ihnen seines Lebens Freude und Glück.

Inzwischen arbeitete er wieder fleißig, schrieb eine Abhandlung über die verschiedenen Grundsätze beim Uebersetzen, die er in der Akademie lesen sollte.*) Er selbst sagt darüber: „Es ist eigentlich triviales Zeug, aber ebendeswegen haben die Leute es geistreich und schön gefunden und wollen, daß ich es in der öffentlichen Sitzung vorlesen soll." Daneben hatte er vier Predigten geschrieben und sich entschließen müssen, die Redaction des „Correspondenten" zu übernehmen, die ihm viel ungewohnte Arbeit brachte und wobei Händel mit dem Gouvernement und mit der „albernen Censur" zu fürchten waren; zudem wußte er nicht, wie Niebuhr es aufnehmen werde. Er tröstete sich damit, daß er es aus guter Absicht und mit größter Aufopferung Reimer zu Liebe thue. Bald genug jedoch erfuhr er dieser Zeitung wegen Unannehmlichkeiten; der Minister Schuckmann hatte durch Cabinetsordre den Auftrag erhalten, ihm einen derben Verweis zu geben; er drohte sogar mit

---

*) Schleiermacher's Werke, Abth. III Zur Philosophie, II, 207.

Cassation und beschuldigte Schleiermacher des Hochverraths. Dieser behielt seine Kaltblütigkeit und löste ein Misverständniß glücklich auf, sodaß der Minister ihm schließlich erklärte, er halte ihn für einen Mann, der es aufs rechtschaffenste mit dem Vaterlande meine.

Im August 1816 machte Schleiermacher's Gattin mit den Töchtern eine Reise nach Pommern und Rügen, von wo sie Schleiermacher abholte, nachdem er selbst in Hamburg und Kiel gewesen. Er vermißte auch in dieser Zeit die Gattin sehr und schrieb, sein Sohn Ehrenfried klage über das jämmerliche Leben ohne Mutter und Schwestern; er sage zwar wenig davon, fühle es aber sehr und werde es neuerdings inne, was für eine lebendige Wirksamkeit Gattin und Kinder immerfort auf ihn ausüben; die Strohwittwerschaft bekomme ihm schlecht. Zudem quälte ihn ein körperliches Uebel: er litt nämlich seit vielen Jahren an heftigen Anfällen von Magenkrampf, der bis da allen Mitteln der Aerzte getrotzt hatte. Um kein menschliches Mittel unversucht zu lassen, wandte er sich dem Magnetismus zu, von dem Schleiermacher glaubte, daß er viel Einfluß auf das Nervensystem und mittels desselben auf den ganzen thierischen Lebensproceß des Menschen ausübe. Er hielt dies durch eine Reihe von Erfahrungen ebenso vollständig erwiesen als die Erfolge anderer in

die Arzneikunst eingeführten Heilmittel und glaubte den Gebrauch des Magnetismus ebenso sittlich gerechtfertigt als den jedes andern Heilmittels. Von einer besondern Abhängigkeit des Magnetisirten vom Magnetiseur wollte er nichts wissen, sondern nahm an, daß kaum etwas anderes entstehen könne als eine Zuneigung, wie sie Kranke zu einem bewährten Hausarzt fassen. Für sündlich hielt er es aber, ohne den Willen des Kranken seinen Somnambulismus zu magnetischen Versuchen zu benutzen. Schleiermacher wurde durch fortgesetzte magnetische Behandlung — freilich erst nach langer Zeit — von seinem Uebel gänzlich befreit.*)

Im Herbst 1818 machte Schleiermacher mit Georg Reimer und Leopold von Plehwe (damals Gardeoffizier in Berlin) eine Reise nach dem Salzburgischen, Tirol, München u. s. w., besuchte interessante Orte und sah interessante Menschen, so auch den alten Jacobi, der sich mit Schleiermacher zu verständigen suchte, aber immer nicht ganz verstand, daß die zwischen ihnen herrschende Differenz in ihrem System und nicht in der Gesinnung liege. Schleiermacher gewann jedoch den Mann sehr lieb

*) Schleiermacher hat über den Magnetismus einen ausführlichen Brief an seine Schwägerin, Charlotte von Kathen, geschrieben. „Aus Schleiermacher's Leben", II, 315.

und behielt sich das Schreiben an ihn vor. An zwei Briefe, die Reinhold und Jacobi untereinander wechselten, knüpft denn Schleiermacher an und zeigt in seiner Erwiderung nicht nur den überlegenen Geist, sondern auch sein immerwährendes, aber ruhiges Vorwärtsstreben.

Reinhold an Jacobi.

„Was ist es doch für ein elendes jämmerliches Ding mit unserm jetzigen Zustande, auch da, wo er am köstlichsten ist, wenn Männer mit dem reinsten Wahrheitssinn, mit dem größten Scharfsinn begabt, nach jahrelangem Forschen doch über die uns wichtigsten Dinge nichts herausbringen, was sie wirklich und bleibend beruhigen könnte — was sie — wenn es ihnen auch gelingt, die eigenen Zweifel in etwas zu beschwichtigen, auch andern gleichfalls redlichen Forschern so mitzutheilen vermöchten, daß diese wirkliche Ueberzeugung und gleiche Beruhigung erhielten."

Jacobi an Reinhold.

„In die Klagen, lieber alter Freund, über die Unzulänglichkeit alles unsers Philosophirens stimme ich leider! von Herzen mit Dir ein, weiß aber doch keinen andern Rath, als nur immer eifriger fortzuphilosophiren — das, oder katholisch werden; es gibt kein Drittes, sowie es kein Drittes

gibt zwischen Christenthum und Heidenthum, das ist zwischen Naturvergötterung und sokratisch-platonischem Anthropomorphismus. Gern tauschte ich mein gebrechliches philosophisches Christenthum gegen ein positives historisches, und begreife nicht, daß es gleichwol bisher nicht von mir hat geschehen können. Du siehst, lieber Reinhold, daß ich noch immer derselbe bin. Durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, schwimme ich zwischen zwei Wassern, die sich mir nicht vereinigen wollen, sodaß sie gemeinschaftlich mich trügen — sondern wie das eine mich hebt, so versenkt zugleich auch unaufhörlich mich das andere."

Schleiermacher an Jacobi.

„Sie weisen mich an Ihren Brief an Reinhold und in diesem finde ich die Klage, welche sich durch alle Ihre Schriften hindurchzieht, in ein paar einfache Formeln aufgestellt, an die ich mich recht gern halte, um Ihnen meine Differenz von Ihnen daraus fürs erste ebenso einfach vorzulegen. Sie sind mit dem Verstande ein Heide, mit dem Gemüthe ein Christ. Dagegen erwidert meine Dialektik: Heide und Christ sind als solche einander entgegengesetzt auf demselben Gebiete, nämlich dem der Religion; haben auf dieses Verstand und Gefühl so gleiche Ansprüche, daß sie sich theilen könnten in die entgegengesetzten Formen? Die

Religiosität ist die Sache des Gefühls; was wir zum Unterschiede davon Religion nennen, was aber immer mehr oder weniger Dogmatik ist, das ist nur die durch Religion entstandene Dolmetschung des Verstandes über das Gefühl — wenn Ihr Gefühl christlich ist, kann dann Ihr Verstand heidnisch dolmetschen? Darein kann ich mich nicht finden. Mein Satz dagegen ist also der: ich bin mit dem Verstande ein Philosoph, denn das ist die ursprüngliche und unabhängige Thätigkeit des Verstandes, und mit dem Gefühle bin ich ganz ein Frommer und zwar als solcher ein Christ und habe das Heidenthum ganz ausgezogen oder vielmehr nie in mir gehabt. Sie sind aber, wie wir alle wissen, mit dem Verstande auch ein Philosoph, und gegen alle, welche glauben, katholisch werden zu müssen, fest entschlossen, immer fortzuphilosophiren, und darin sind wir schon vollkommen einig — denn ich will mir auch das Philosophiren in alle Ewigkeit nicht nehmen lassen. Wenn Sie also sagen, daß Sie zugleich mit dem Verstande ein Heide sind, so kann dies nur heißen, daß Ihr philosophirender Verstand nicht mit seiner Philosophie zugleich dasjenige annehmen kann, was er aus Ihrem christlichen Gefühl dolmetschen muß. Aber gewiß, wenn Sie ein heidnisches religiöses Gefühl hätten, so würde es, was es aus diesem dolmetschen müßte, auch nicht annehmen können,

und Sie nennen diese Negation nur heidnisch, weil sie ihren Grund darin hat, daß Ihr Verstand nicht über die Natur hinaus will. Meiner will aber auch nicht darüber hinaus — aber weil ich durchaus in keinen Widerspruch hinein will, so habe ich mich auf den Fuß gesetzt, mir von einem andern nachweisen zu lassen, wo die Natur ein Ende hat. Wenn nun mein christliches Gefühl sich eines göttlichen Geistes in mir bewußt ist, der etwas anderes ist als meine Vernunft, so will ich nie aufgeben, diesen in den tiefsten Tiefen der Natur der Seele aufzusuchen, und wenn mein christliches Gefühl sich eines Gottessohnes bewußt wird, der von dem Besten unsereins anders als durch ein noch besser unterschieden ist, so will ich nie aufhören, die Erzeugung dieses Gottessohnes in den tiefsten Tiefen der Natur aufzusuchen und mir zu sagen, daß ich den andern Adam wol ebenso bald begreifen werde als den ersten oder die ersten Adams, die ich auch annehmen muß, ohne sie zu begreifen. Dies ist meine Art von Gleichgewicht in den beiden Wassern; sie ist freilich auch nichts anderes als ein wechselsweise von dem einen gehoben, von dem andern versenkt werden. Aber, Lieber, warum wollen wir uns das nicht gefallen lassen? Die Oscillation ist ja die allgemeine Form alles endlichen Daseins, und es gibt doch ein unmittelbares Bewußtsein, daß es nur die beiden

Brennpunkte meiner eigenen Ellipse sind, aus denen dieses Schweben hervorgeht, und ich habe in diesem Schweben die ganze Fülle meines irdischen Lebens. Meine Philosophie also und meine Dogmatik sind fest entschlossen, sich nicht zu widersprechen, aber ebendeshalb wollen auch beide niemals fertig sein, und, so lange ich denken kann, haben sie immer gegenseitig aneinander gestimmt und sich auch immermehr angenähert. Ich glaube, daß ich nach dieser Aeußerung kaum noch nöthig habe, Ihnen mein Bekenntniß abzulegen über die jetzige Rückkehr zum Buchstaben im Christenthum. Eine Zeit trägt die Schuld der andern, weiß sie aber selten anders zu lösen als durch eine neue Schuld. Durch das gänzliche Vernichten des Buchstabens war aller geschichtliche Zusammenhang aufgehoben, und es ist nur dieselbe Tollheit, ihn aufzuheben im Religiösen und ihn aufzuheben im Politischen. Der möchte also hergestellt werden — aber wenn man nun, nach Tieck's vortrefflichem Ausdrucke, das Stück zurückschrauben will, so ist dadurch der geschichtliche Zusammenhang nur auf eine entgegengesetzte Weise aufgehoben. Die Bibel ist die ursprüngliche Dolmetschung des christlichen Gefühls und ebendeshalb so feststehend, daß sie nur immer besser verstanden und entwickelt werden darf. Dieses Entwickelungsrecht will ich mir als protestantischer Theologe von niemand schmälern lassen. Aller-

dings aber bin ich der Meinung, die dogmatische Sprache, wie sie sich seit Augustinus gebildet hat, sei so tief und reichhaltig, daß sie jeder möglichen Annäherung der Philosophie und der Dogmatik gewachsen sein wird, wenn man sie verständig handhabt. Doch dieses will ich lassen und nur noch, was die Differenz unserer Philosophie anlangt, mich zu Ihrem andern Satze wenden: «Es gebe kein Drittes zur Naturvergötterung und zum Anthropomorphismus.» Denn mir ist gesagt worden, Sie meinten, ich könne ebendeswegen nicht viel von Ihnen halten, weil das Fundament Ihrer Philosophie die Idee eines persönlichen Gottes sei, und ich diese aufhöbe. Dieses Fundament haben Sie nun auch in dem Briefe an Reinhold in jenem Satze ausgesprochen. Wenigstens scheint mir beides dasselbe. Weil Sie kein Drittes sehen und weil Sie die Natur nicht vergöttern wollen, so vergöttern Sie das Bewußtsein. Aber, Lieber, eine Vergötterung ist allerdings in meinen Augen das eine so gut wie das andere, und eben diese Einsicht, daß beides nur eine Vergötterung sei, ist für mich das Dritte. Wir können einmal aus dem Gegensatze zwischen dem Idealen und dem Realen, oder wie Sie ihn sonst bezeichnen wollen, nicht heraus. Können Sie Gott als Person irgend besser anschauen als Sie ihn als natura naturans anschauen können? Muß Ihnen eine Person nicht

nothwendig ein Endliches werden, wenn Sie sie sich beleben wollen? Sind ein unendlicher Verstand und ein unendlicher Wille etwas anderes als leere Worte, da Verstand und Wille, indem sie sich unterscheiden, auch nothwendig sich begrenzen? Und fällt Ihnen nicht, indem Sie Verstand und Willen zu unterscheiden aufgeben wollen, auch der Begriff der Person in sich selbst zusammen? Dasselbe finde ich auch auf der andern Seite. Der Anthropomorphismus, oder lassen Sie mich lieber sagen, der Ideomorphismus, ist aber unvermeidlich auf dem Gebiete der Dolmetschung des religiösen Gefühls; ob der Hylomorphismus nicht ebenso unentbehrlich ist auf der Seite der Naturkunde, will ich nicht entscheiden, weil ich zu wenig davon verstehe. Jenes aber bediene ich mich auf jenem Gebiete eben wegen jener Einsicht mit vollem Rechte, während ich auf dem Gebiete der Philosophie behaupte, daß der eine Ausdruck ebenso gut ist und ebenso unvollkommen als der andere, daß wir einen realen Begriff des höchsten Wesens nicht aufstellen können — daß aber alle eigentliche Philosophie nur in der Einsicht bestehe, daß diese unaussprechliche Wahrheit des höchsten Wesens allem unsern Denken und Empfinden zum Grunde liege, und die Entwickelung dieser Einsicht ist eben das, was meiner Ueberzeugung nach Plato sich unter der Dialektik dachte. Weiter aber, glaube ich, können wir auch

nicht kommen. Das sei mein eines Wort, lassen Sie mir die Hoffnung, daß es ein anderes geben wird.

„Es fällt mir aber noch etwas ein, um unsere Differenz zu erläutern, von Ihrem Bilde aus, daß sich Ihnen die beiden Wasser nicht vereinigen wollen. Mir wollen sie sich auch nicht vereinigen, aber Sie wünschen diese Vereinigung und vermissen sie schmerzlich, und ich lasse mir die Trennung gefallen. Verstand und Gefühl bleiben auch mir nebeneinander, aber sie berühren sich und bilden eine galvanische Säule. Das innerste Leben des Geistes ist für mich nur in dieser galvanischen Operation, in dem Gefühle vom Verstande und dem Verstande vom Gefühle, wobei aber beide Pole immer voneinander abgekehrt bleiben."

Im Februar 1820 wurde Schleiermacher's erster und einziger Sohn geboren, sein Nathanael, dem er neun Jahre später mit tiefem Vaterschmerze die Grabrede halten mußte.*)

So wurde auch dieser Schlag dem Manne nicht erspart, der sein ganzes Leben lang gegen Misgeschicke aller Art zu kämpfen hatte und doch nie den Lebensmuth verlor, und nie die Lebenskraft und nie Glauben und Vertrauen an das

*) Schleiermacher's Predigten, IV, 880.

Höchste und Beste und den guten Willen, andern zu helfen in innerer und äußerer Noth.

Seine charaktervolle Freisinnigkeit machte ihn den damaligen Regierungen oft verdächtig und seine Stellung unsicher; Maßregeln, wie sie gegen De Wette, Arndt u. a. getroffen wurden, drohten auch ihm, und er wußte es wohl, sprach und that aber nie etwas gegen seine Ueberzeugung, sondern ging trotz alledem seinen Weg unentweglich fort.

Im März 1820 schreibt er an Arndt: „Seit vierzehn Tagen ist wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgesetzt oder werden solle. Das Factum, das dabei zu Grunde liegt, ist einmal, daß der Staatskanzler sich die Acten der Facultät, De Wette's Entlassung betreffend, hat geben lassen, und dann, daß Schulz sehr darauf inquirirt hat, was für Gesundheiten ich am 9. Febr., wo die Studenten das Bewaffnungsfest feierten, ausgebracht habe. Aus den Aeußerungen wohlunterrichteter Männer muß ich auch schließen, daß wirklich Absichten gegen mich obgewaltet haben, indeß seit ein paar Tagen sagen dieselben, man könne die Sache für jetzt als vorübergegangen ansehen, und so scheint es denn, als ob diesmal Recht vor Ungnade gewaltet habe. Indeß die Acten sind noch nicht zurückgestellt, also wollen wir nicht zu früh triumphiren.“

Im Juli 1823 an Arndt: „Meine Reise liegt

10*

mir auch deshalb besonders am Herzen, um mir ein Stück Deutschland wieder darauf anzusehen, ob man da wol leben könnte, falls es schief ginge. Denn Du für Dich magst recht haben mit England; ich hingegen wäre außer Deutschland gar nichts nütze; und da würde mir immer ein constitutionelles Land, worin die protestantischen Confessionen vereinigt sind, am liebsten sein."

Im April 1824 an Charlotte von Kathen: „Das Leben geht so hin, indem der Mensch thut, was er muß, daß er nur selten zu dem kommt, was er eigentlich will. Und hätte ich nur wenigstens die Beruhigung, alles zu thun, was ich muß.

„Ich bin in einer äußerlich bedenklichen Lage, vielleicht jetzt mehr als je. Die demagogischen Geschichten sind wol für mich vorbei; aber die kirchlichen Verhältnisse müssen bald zu einer Entscheidung kommen, und wenn die gewaltsam ausfällt, so ist es unvermeidlich, daß ich eins der ersten Opfer davon werde. Ich kann nicht sagen, daß mir bange wäre oder daß es mich störte an und für sich; denn hier gerade habe ich nichts gethan, als was ich mußte, und ich glaube fast, auch alles, was ich mußte. Aber stehen solche Entscheidungen nahe, so drängt sich das Bewußtsein gar zu stark hervor, was sich im gewöhnlichen Leben auf eine wohlthätige Weise verbirgt, daß wir in unserm Berufsleben so ganz und gar der

persönlichen Willkür bloßgestellt sind, und das ist etwas höchst Unbehagliches. Nun dies muß einmal getragen sein, und die Sache wird gehen, wie Gott will."

Aufs tiefste erschütterte ihn 1827 der Tod des liberalen englischen Ministers Canning; er schrieb an seine in Karlsbad weilende Frau: „Indem ich dieses schreibe, schickt mir Eichhorn die höchst niederschlagende Nachricht von Canning's Tode. Kein einzelner Mensch in Europa war jetzt von solcher Bedeutung, und ich kann im Augenblick kaum etwas anderes denken. Wie ich eben so ganz bei Dir war, reißt mich plötzlich die schmerzlichste Theilnahme an der Lage der Welt heraus. Nun, Gott wird sorgen! aber was er hiermit will, ist dunkel, sehr dunkel. Wie kann das Schlechteste sich nun wieder regen! Welche Rückschritte und welche neue Kämpfe bereiten sich vielleicht!"

Alles Schlimme, das Schleiermacher's politische und kirchliche Stellung bedroht hatte, traf nicht ein; er blieb nicht nur verschont, sondern hatte die Freude, später von seinem König aufs freundlichste anerkannt und ausgezeichnet zu werden; es wurde ihm im Januar 1831 der Rothe Adlerorden verliehen. Nachfolgende Zeilen Schleiermacher's zeigen, welch großen Werth dieser auf an und für sich Unbedeutendes legte, weil sich darin das Wohlwollen seines Königs kund gab.

Schleiermacher an den König.

„Ew. Königliche Majestät haben mir durch die gnädige Ertheilung des Rothen Adlerordens ein Zeichen Allerhöchstihres Wohlwollens gegeben, welches mich in einem Grade, wie es wol nur selten der Fall sein kann, auf das innigste rührt und wie ein freundlicher Stern in mein herannahendes Alter hineinleuchtet, der manches Trübe und Dunkle in der Vergangenheit mit einem milden Glanz überdeckt. Wenn ich mir nun gleich bewußt bin, daß die Gesinnungen der ehrfurchtsvollsten Treue und Hingebung gegen Ew. Majestät und der reinsten Liebe gegen das theuere Vaterland, für dessen Wohlergehen Ew. Majestät-Regierung auf eine so ausgezeichnete Weise von Gott gesegnet ist, durch nichts Erfreuliches oder Ehrenvolles, das mir persönlich widerfährt, erhöht werden können, so konnte ich mir doch nicht versagen, Ew. Majestät die Empfindungen eines dankerfüllten Herzens zu Füßen zu legen. Möge nur auch hinfort alles, was ich, solange Gott mir die Kräfte dazu verleiht, als Geistlicher und als Universitätslehrer nach meiner besten Ueberzeugung für den Dienst der evangelischen Kirche zu leisten suchen werde, sich immer Allerhöchstdero gnädigen Wohlwollens zu erfreuen haben." *)

---

*) „Aus Schleiermacher's Leben", II, 414.

Wie freisinnig Schleiermacher auch war, so war er doch dem König treu, und so hielt er sich denn verpflichtet, eine politische Parteistellung nachdrücklich und öffentlich abzuweisen, die ihm in einer Reihe von angeblichen Correspondenzartikeln aus Berlin, im Februar 1831 im „Messager des chambres" in Paris erschienen, fälschlich zugeschrieben wurde. Er schreibt an den Redacteur: „Ich muß erstlich den Namen des Großen ablehnen, da wir Deutsche uns dieses Wortes mit einer solchen Sparsamkeit bedienen, daß es von einem Manne meines Schlages nicht füglich gesagt werden kann ohne ihn lächerlich machen zu wollen, was ich doch nicht zu verdienen glaube.

„Zweitens bin ich ebenso wenig der erste christliche Redner Deutschlands — ich glaube, das war der Ausdruck; auch können meine Kanzelvorträge, da ich sie nicht vorher aufschreibe, keine Meisterstücke der Beredsamkeit sein. Aber als Prediger erhaben sein zu wollen, wäre sogar gegen meine Grundsätze. Je erhabener das Evangelium selbst ist, desto einfacher darf die Predigt sein.

„Drittens. Wir beten sonntäglich, daß Gott dem König die Weisheit verleihen wolle, deren er bedarf, um den ihm von Gott auferlegten Pflichten zu genügen. Aber wir wissen dabei von keinen andern Wünschen des Volks, als von dem, «unter dem Schutz und Schirm des Königs ein

geruhiges Leben zu führen und dem Ziel der christlichen Vollkommenheit näher zu kommen». Dieses, mein Herr, ist die Sprache unserer protestantischen Kanzel, und von dieser Sprache habe ich mich niemals entfernt.

„Viertens. Es ist sehr wahr, daß mir für einige Zeit untersagt gewesen ist zu predigen, aber das Verbot kam von meinem Arzt.

„Fünftens. Gehöre ich zu keiner linken Seite. Ihre Ausdrücke: rechte und linke Seite, linkes und rechtes Centrum, sind unsern Verhältnissen völlig fremd; und wenn Ihr Correspondent in Wahrheit ein Preuße wäre, so würde er sich nicht solche Abtheilungen ersonnen haben, die sich bei uns niemand wird aneignen mögen. Vorzüglich aber würde er nicht von einer linken Seite geredet haben, welche Gedanken an eine Revolution im Hinterhalt hätte. Wir haben seit dem Tilsiter Frieden reißende Fortschritte gemacht, und das ohne Revolution, ohne Kammern, ja selbst ohne Preßfreiheit; aber immer das Volk mit dem König und der König mit dem Volk. Müßte man nun nicht seiner gesunden Sinne beraubt sein, um zu wähnen, wir würden von nun an besser vorwärts kommen mit einer Revolution? Darum bin ich auch meines Theiles sehr sicher, immer auf der Seite des Königs zu sein, wenn ich auf der Seite der einsichtsvollen Männer des Volks bin.“

Im Jahre 1831 verlor Schleiermacher seine geliebte Schwester Charlotte, und 1832 meldete ihm der Bischof der Brüdergemeinde in Berthelsdorf den Tod seines theuern Jugendfreundes Albertini. In ersterer verlor er ein treues Gemüth, welches das ganze Leben mit ihm durchgelebt und in Liebe und Glauben festgehalten hatte. Letzterer hatte zu denjenigen Menschen gehört, die ihm am bedeutendsten nahe getreten waren.

Als ob das Jahr 1832 ihn recht an seinen eigenen nahen Tod gemahnen sollte, mußte der gute Schleiermacher im Mai dem geschickten Hausarzt und treubewährten Hausfreunde, Professor Dr. Wolfart, die Grabrede halten *) und bald darauf dem alten Zelter, der seinem Freunde Goethe schnell nachgefolgt war. Im Juni des gleichen Jahres sprach Schleiermacher unter rinnenden Thränen am Grabe des jungen, ausgezeichneten Theologen Hegewald, welcher Schleiermacher sehr werth und der ganzen Familie befreundet war. **)

Im Sommer 1833 unternahm der fünfundsechzigjährige Schleiermacher mit dem Grafen Schwerin

---

*) Schleiermacher's Rede an Wolfart's Grabe steht unter Nr. 4 der Grabreden im IV. Band der Predigten in Schleiermacher's Sämmtlichen Werken.

**) Schleiermacher's Predigten, Bd. IV, Nr. 3 der Grabreden.

eine Reise nach Schweden, schrieb unterwegs, so oft es thunlich war, an seine vielgeliebte Gattin, welche mit einigen Kindern in Putbus Seebäder gebrauchte, Briefe voll Geist und Gemüth, Lebenskraft und Lebensmuth, Heiterkeit und Humor.

Am Schlusse seiner Reise, auf der ihm so viel Anerkennung, Kunst- und Naturgenuß zu Theil geworden war, machte er einen kurzen Aufenthalt in Kopenhagen. Hier wurde ihm zu Ehren eine Festfeier veranstaltet, in der das Ausland dem berühmten deutschen Lehrer, Denker und Prediger reichste und wärmste Anerkennung zollte. Alte und junge geistliche und weltliche Verehrer hatten sich zu einem Festmahle für ihn vereinigt, in Reden und Toasten und Liedern den hochverehrten Mann gefeiert. Der anwesende Dichter Oehlenschläger trug in dänischer Sprache ein Lied zu Schleiermacher's Bewillkommnung vor, in dem unter anderm gesagt wurde, daß Schleiermacher die Ostsee mit dem Archipelagus verbunden habe, indem er, was Plato den Hellenen gab und was Sokrates gelehrt hat, den Germanen gegeben habe; am Schlusse des Liedes wird er der Melanchthon seiner Zeit genannt. Schleiermacher dankte gerührt und so viel Lob und Huldigung bescheiden ablehnend. Nach Beendigung des Mahles versammelten sich etwa anderthalbhundert Studenten, meist Theologen, mit Musik und Fackeln im nahen

Garten und sangen ein dänisches Lied, an dessen Schluß es heißt:

„Unter uns, die hier vor dir stehen, ist keiner, der nicht weiß, daß du von jenen kühnen Kämpfern für die Wahrheit einer bist, der auf dem festen Eckstein baut. Drum lausche unserm Liede und du wirst inne werden, daß auch wir deine Stimme vernommen haben, und daß uns jungen Dänen nicht blos dein Name eingeprägt ist in die warme Brust."

In seiner Antwort legte Schleiermacher den dänischen Jünglingen besonders ans Herz, festzuhalten an dem Gedanken, daß des Menschen Name zwar eine Zeit lang Geltung haben kann, insofern er mit Treue und Hingebung für seine Zeit wirkt, daß aber das Bleibende in der Zeiten Lauf der göttliche Geist sei. Er schloß mit dem Wunsche, daß auch auf ihnen dieser Geist ruhen und so ihr Wirken für künftige Zeiten fruchtbar sein möge. Nachher unterhielt sich der freundliche, die Jugend so wohl verstehende Mann in ungezwungener, jugendlicher Lebhaftigkeit mit den Studenten, die ihm dann nochmals ein Lied sangen und jugendlich begeistert ein Hoch ausbrachten.

Gestärkt und erheitert kehrte der immermehr sich verklärende Familienvater zu den theuern Seinen zurück, nachdem er geschrieben hatte: „Seht euerm alten Hausbären mit einiger Freude entgegen.

Mein liebes Herz, wie oft habe ich mich nach Dir und euch allen gesehnt.“

Wenige Monate später, den 12. Febr. 1834, raffte eine Lungenentzündung den vielgeliebten und hochverehrten Mann rasch dahin. Seine Gattin, die ihn nur um sechs Jahre überlebte, schreibt über seine letzten Tage Folgendes:

„Seine Stimmung war während der ganzen Krankheit klare, milde Ruhe, pünktlicher Gehorsam gegen jede Anordnung, nie ein Laut der Klage oder Unzufriedenheit, immer gleichfreundlich und geduldig, wenngleich ernst und nach innen gezogen.

„Am Montag früh fand der Arzt den Puls und die Züge eines Sterbenden. Hier folgen aus meiner Erinnerung die wenigen theuern Worte, die ich habe festhalten können. Einmal rief er mich an sein Bett und sagte: «Ich bin doch eigentlich in einem Zustand, der zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit schwankt (er hatte nämlich Opium bekommen, der ihn viel schlummern machte), aber in meinem Innern verlebe ich die göttlichsten Momente — ich muß die tiefsten speculativen Gedanken denken, und die sind mir völlig eins mit den innigsten religiösen Empfindungen.» Einmal hob er die Hand auf und sagte sehr feierlich: «Hier zünde eine Opferflamme an.» Ein andermal: «Den Kindern hinterlasse ich den Johanneischen Spruch: Liebet euch untereinander.» Wieder ein

anderes mal: «Die guten Kinder, welch ein Segen Gottes sind sie uns.» Ferner: «Ich trage dir auf, alle meine Freunde zu grüßen und ihnen zu sagen, wie innig lieb ich sie gehabt habe.» «Wie freue ich mich auf die schönen Tage unserer silbernen Hochzeit, Hildchen's Hochzeit — ich durchlebe sie jetzt schon ganz.» .... «Ich wäre so gern noch bei dir und den Kindern geblieben.» Und als ich meine Hoffnung aussprach: «Täusche dich nicht, liebes Herz (mit der höchsten Innigkeit), es ist noch viel Schweres zu überstehen.» Auch verlangte er die Kinder zu sehen, doch als ich ihn bat, ja alles Bewegende zu vermeiden, stand er gleich davon ab und war damit zufrieden, daß jedes nur einmal in das Zimmer kommen sollte, etwas zu bringen. Er fragte einigemal, wer im Nebenzimmer sei, und als ich ihm die lieben Freunde nannte und sagte: sie sind mit den Kindern im stillen Gebet vereinigt, schien er sich daran zu freuen.

„Am letzten Morgen stieg sein Leiden sichtbar. Er klagte über heftigen innern Brand, und der erste und letzte Klagelaut drang aus seiner Brust: «Ach Herr, ich leide viel.» Die vollen Todeszüge stellten sich ein, das Auge war gebrochen, sein Todeskampf gekämpft. Da legte er die beiden Vorderfinger an das linke Auge, wie er that, wenn er tief nachdachte, und fing an zu sprechen:

„«Ich habe nie am todten Buchstaben gehangen, und wir haben den Versöhnungstod Jesu Christi, seinen Leib und sein Blut. Ich habe aber immer geglaubt und glaube auch jetzt noch, daß der Herr Jesus das Abendmahl in Wasser und Wein gegeben hat.» *)

„Währenddessen hatte er sich aufgerichtet, seine Züge fingen an, sich zu beleben, seine Stimme ward rein und stark. Er fragte mit priesterlicher Feierlichkeit: «Seid ihr auch eins mit mir in diesem Glauben, daß der Herr Jesus auch das Wasser in dem Wein gesegnet hat?» worauf wir ein lautes Ja antworteten. «So lasset uns das Abendmahl nehmen, euch den Wein und mir das Wasser», sagte er sehr feierlich, «aber vom Küster kann nicht die Rede sein, schnell, schnell. Es stoße sich keiner an die Form.» Nachdem das Nöthige herbeigeholt war, während wir in feierlicher Stille mit ihm gewartet hatten, fing er an, mit verklärten Zügen und Augen, in denen ein wunderbarer Glanz, ja eine höhere Liebesglut, mit der er uns anblickte, zurückgekehrt war, einige betende einleitende Worte zu der feierlichen Handlung zu sprechen. Darauf gab er zuerst mir, dann jedem Anwesenden und

*) Ihm war Wein ausdrücklich verboten worden — und bei den Juden wurde bekanntlich, wie im ganzen Alterthum, der Wein nur vermischt mit Wasser genossen.

zuletzt sich selbst das Brot, indem er bei jedem die Einsetzungsworte laut sprach: «Nehmet hin und esset» u. s. w.; ja so laut sprach er, daß alle Kinder, die horchend an der Thür des Nebenzimmers knieten, es deutlich hörten.

„Ebenso reichte er den Wein mit den vollständig ausgesprochenen Einsetzungsworten und zuletzt, nachdem er auch sich selbst wieder die Einsetzungsworte geredet hatte, das Wasser. Dann: «Auf diesen Worten der Schrift beharre ich, sie sind das Fundament meines Glaubens.» Nachdem er den Segen gesprochen, wandten sich seine Augen noch einmal mit voller Liebe zu mir — dann: «In dieser Liebe und Gemeinschaft sind und bleiben wir eins.» Er legte sich auf das Kissen zurück. Noch ruhte die Verklärung auf ihm. Nach einigen Minuten sagte er: «Nun kann ich auch nicht mehr hier aushalten», und dann: «Gebt mir eine andere Lage.» Wir legten ihn auf die Seite. Er athmete einigemal auf: das Leben stand still. Unterdessen waren alle Kinder hereingetreten und umgaben kniend das Bett. Sein Auge schloß sich allmählich. . . . . Wie schwach reicht jetzt selbst die Erinnerung an die Wirklichkeit dieser ungeheuern Augenblicke."

Als man einst Schleiermacher gefragt hatte, welcher Tod ihm der wünschenswürdigste scheine, da sagte er: „Der plötzliche auf dem Schlachtfelde."

Er mußte eines andern, eines langsamen und schmerzhaften sterben; der Mann, der als Mensch große und mannichfache Schicksalslasten zu tragen hatte, dem so oft das Edelste und Beste, das Liebste zur Qual wurde, der in seiner wissenschaftlichen, theologischen, schriftstellerischen Bahn, in seinem tiefsten Geisteswirken schweres und hartes Verhängniß erduldet, der sollte nicht sanft, nicht plötzlich sterben, sondern auch diesen letzten Act durch seine gewaltige Geisteskraft, die willensstarke Macht über sich selbst, beherrschen und überwinden und so seine hervorragende Persönlichkeit bis zur letzten Lebensminute bewähren.

„Nichts, was geschehen kann, mag mir das Herz beklemmen; frisch bleibt der Puls des innern Lebens bis an den Tod.“ *)

---

*) Schlußworte der „Monologen“.

Selbstbildung und Thätigkeit.



Ich weiß aus Erfahrung, daß nichts mehr bildet als das Bilden anderer Menschen, und nur in der Selbstthätigkeit zu einem großen Zweck die Frauenzimmer, so besonders als Vorsteherinnen oder in der Erziehung froh werden können.

Was kann der Mensch thun, als daß er nur seine eigene Natur durch den Geist immermehr reinigt und ausbildet? Gewalt braucht er nur dann, wenn er vorher sich hat Gewalt anthun lassen durch irgendein Verderben. Sonst ist das Werk der göttlichen Gnade in dem Menschen ein stilles, ruhiges Werk, und je vollständiger es von statten geht, um desto natürlicher scheint es und ist auch wirklich so. Nur die Tugend ist ein Kampf, durch die man Fehler besiegt; die, durch welche jeder seine eigenthümliche Vollkommenheit im Sinne und Geiste Gottes erweiset, ist nur ein ruhiges Handeln.

Mehr kann der Mensch als er meint; aber auch dem Höchsten nachstrebend erreicht er nur einiges. Kann das geheimste innerste Denken des Weisen zugleich ein äußeres Handeln sein hinaus in die Welt zur Mittheilung und Belehrung; warum soll denn nicht äußeres Handeln in der Welt, was es auch sei, zugleich sein können ein stilles Betrachten des Handelns? Ist das Schauen des Geistes in sich selbst die göttliche Quelle alles Bildens und Dichtens, und findet er nur in sich, was er darstellt im unsterblichen Werk: warum soll nicht bei allem Bilden und Dichten, das immer nur ihn darstellt, er auch zurückschauen in sich selbst? Theile nicht, was ewig vereint ist, dein Wesen, das weder das Thun noch das Wissen um sein Thun entbehren kann, ohne sich zu zerstören! Bewege alles in der Welt und richte aus, was du vermagst, gib dich hin dem Gefühl deiner angeborenen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft, stelle dar dein Eigenthümliches und zeichne mit deinem Gepräge alles, was dich umgibt, arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in dich selbst, wisse, was du thust, und erkenne deines Handelns Maß und Gestalt.

Die Menschheit in sich selbst betrachten, und wenn man einmal sie gefunden, nie den Blick von ihr verwenden, dies ist das einzige sichere Mittel, aus ihrem heiligen Gebiet nie zu verirren und nie das edelste Gefühl des eigenen Selbstes zu vermissen. Dies ist die innige und nothwendige, nur Thoren und Menschen trägen Sinnes unerklärte und geheimnißvolle Verbindung zwischen Thun und Schauen. Ein wahrhaft menschlich Handeln erzeugt das klare Bewußtsein der Menschheit in mir, und das Bewußtsein läßt kein anderes als der Menschheit würdiges Handeln zu. Wer sich zu dieser Klarheit nie erheben kann, den treibt vergeblich dunkle Ahnung nur umher; vergebens wird er erzogen und gewöhnt, sinnt sich tausend hülfreiche Künste aus und faßt Entschlüsse, um sich gewaltsam wieder hineinzudrängen in die verlassene Gemeinschaft: es öffnen sich die heiligen Schranken nicht, er bleibt auf ungeweihtem Boden und kann nicht der gereizten Gottheit Verfolgungen entgehen und dem schmählichen Gefühl der Verbannung aus dem Vaterlande. Eitler Tand ist's immer und leeres Beginnen, im Reich der Freiheit Regeln zu geben und Versuche zu machen. Ein einziger freier Entschluß gehört dazu, ein Mensch zu sein: wer den einmal gefaßt, wird's immer bleiben; wer aufgehört hat, es zu sein, ist's nie gewesen.

Wenn es einem Menschen an dem lebendigen und kräftigen Willen fehlt, der auf das Gute allein gerichtet ist, der jedes innere Vermögen in Bewegung setzt, jedes äußere Verhältniß nutzt, jeden Augenblick des Lebens auskauft, um auf eine dem Willen Gottes und den gerechten Forderungen der Gesellschaft angemessene Art thätig zu sein: so ist er entweder ein Spiel sinnlicher Begierden, deren Ausartung in heftige Leidenschaften er nicht immer verhüten kann, oder sein Trieb zu wirken wird durch keinen Gegenstand in die gehörige Bewegung gesetzt, und er verbringt sein Leben in unwürdiger Trägheit.

Die Trägheit der menschlichen Natur wird von vielen gering geachtet, weil sie im einzelnen nicht so Schreckliches zeigt wie jenes Böse, welches die Folge unordentlicher Begierden ist und dem die Strafen der Gesellschaft folgen; die Trägheit ist aber ein Fehler, der das Gemüth so herabwürdigt, daß er unsern lebhaften Abscheu verdient, und dessen Folgen im ganzen so wichtig sind, daß ich sagen darf, er habe an allem Elend und Verderben, das in der Welt angetroffen wird, einen weit größern Antheil als alle heftige Leidenschaften zusammengenommen. Die Trägheit setzt der Vermehrung und Ausbreitung des Guten einen sehr

starken Widerstand entgegen und zwar einen solchen, der am schwersten zu besiegen ist; die Trägheit hat ebenfalls ihre Laster, und es sind gerade die niedrigsten und verächtlichsten.

Soll ich nicht denjenigen, der nur dann und wann durch verkehrte Handlungen die Gestalt eines vernünftigen Wesens schändet, mit geringerm Widerwillen betrachten als den, der durch fortgesetzte Unthätigkeit sich des Namens eines beseelten Geschöpfes fast unwürdig macht?

Der träge Mensch ist nicht immer der Gefühllose, der Gleichgültige; er ist nicht nothwendig ohne alle Unterscheidung des Bessern und des Schlechtern, sodaß sein Gemüth nicht von dem einen angezogen und von dem andern abgestoßen werden sollte; er möchte vielmehr sehr gern dieses oder jenes sein und besitzen; aber was es auch sei, Anstrengung ist ihm immer ein zu theuerer Preis. Diese zu vermeiden und womöglich etwas anderes an die Stelle der eigenen Thätigkeit zu setzen, das ist sein eigenthümliches Dichten und Trachten.

Das Vergnügen ist eine Blume, die zwar von selbst, aber nur in fruchtbaren Gärten und in wohlangebauten Feldern wächst. Nicht daß wir unser Gemüth bearbeiten sollten, um sie zu gewinnen: aber wer es nicht bearbeitet hat, bei dem wird sie nicht gedeihen; wer nicht etwas Nützliches und Würdiges in sich hervorgebracht hat, der würde sie vergeblich aussäen. Auch derjenige, der es am besten versteht, kann zum Vergnügen eines andern nichts weiter beitragen, als daß er ihm dasjenige mittheilt, was die Grundlage des seinigen ist. Wer nun gleichsam diesen rohen Stoff nicht für sich zu bearbeiten und sich anzueignen weiß, wer nicht seine Sinne verfeinert, seinen Geschmack ausgebildet, sich einen Schatz von Gedanken, eine Mannichfaltigkeit von Beziehungen, eine eigene Ansicht der Welt und der menschlichen Dinge erworben hat, der weiß keine Gelegenheit zum Vergnügen zu benutzen, und gerade das Vorzüglichste geht am sichersten für ihn verloren. Oder sind es nicht etwa die Trägen, denen selbst die zur Erholung bestimmte Zeit so schwer auszufüllen ist? die überall den Verdruß und die Langeweile wiederfinden? von denen wir die ewigen Klagen über die Dürftigkeit und Einförmigkeit des Lebens hören müssen? die sich über die geringen Talente der Menschen zum geselligen Umgang und über die Unzulänglichkeit aller Anstalten zur Freude am

bittersten beschweren? Es geschieht ihnen aber recht: denn der Mensch soll nicht ernten, wo er nicht gesäet hat.

Jedermann strebt nach einem gewissen Wohlstande, nach einem solchen Vorrath von äußern Gütern, wodurch wir manche Unbequemlichkeit von uns entfernen und uns einen verhältnißmäßigen Antheil an den Annehmlichkeiten des Lebens sichern können. Der Träge strebt auch danach, aber seine Hände wollen nichts thun. Wie wahr es ist, was das Sprichwort sagt: „Und wenn der Hunger sieben Jahre wanderte, er fände doch kein Nachtlager in dem Hause des Fleißigen"; wie sich das noch jetzt bewährt, ohnerachtet wahre und eingebildete Bedürfnisse sich immer mehren und die Befriedigung derselben auf mancherlei Art erschwert wird: darauf sieht er nicht, das will er zu seinem Vortheil nicht anwenden. Der Wohlstand, der auf jenem rechtlichen und mühsamen Wege zu erlangen wäre, ist ihm etwas zu Geringes; er hat ein größeres Ziel vor Augen, er möchte es so weit darin bringen, daß er für die Zukunft alle Mühe sparte, daß er nur zu befehlen und zu geben brauchte, um zu haben und zu genießen. Aber die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke, und am meisten, die es in Trägheit

zu werden gedenken. Auch die unersättliche Begierde erzeugt auf diesem Felde des menschlichen Handelns ein unrechtliches Wesen: aber was der Eigennützige begeht, ist wenigstens nicht zugleich so verächtlich und verworfen als dasjenige, was der Träge vornimmt. Statt zu erwerben und zu verdienen will ein solcher gewinnen und erschleichen; dem blinden Zufall will er alles verdanken, oder der unverdienten Gunst. Er schleicht sich ein bei der gutmüthigen Einfalt und betrügt ihre Angehörigen um die gerechtesten Erwartungen; er läßt sich unterhalten auf Kosten des gemeinen Wesens, ohne etwas für dasselbe gethan zu haben; oder er hängt sich an ein gewinnversprechendes Spiel und baut auf den unsinnigsten Aberglauben die betrüglichsten Hoffnungen — nur um nicht an die Nützlichkeit des Fleißes und an die Nothwendigkeit der Arbeit zu glauben. Seht da die Laster, welche die Trägheit erzeugt, die niedrigsten Arten der Heuchelei und des Betruges! Seht da die Keime der Zerstörung, durch welche sie alle menschlichen Verbindungen vergiftet. Allein wer so gar nicht handelt, wird der wol etwas erlangen? Die Vorsehung hat den Menschen nichts ohne Mühe und Arbeit gegeben; Schmeichelei und Gunstsuchen ist freilich ein harter Dienst, und er findet auch wol noch seinen Lohn: aber doch ist jene allgemeine Verbindung der menschlichen Dinge, in

der alles fest gegründet ist, was wir oft thörichterweise dem Zufall zuschreiben; sie ist nicht darauf eingerichtet, denjenigen zu begünstigen, der sich in irgendeinem Stück lediglich darauf verlassen will. Darum ruht kein Segen auf dem, was je so erworben ist, es harrt nicht aus.

Die Achtung unserer Brüder halten wir alle auch in Beziehung auf unser Wohlbefinden für ein großes Gut. Das Vertrauen auf unsere Rechtschaffenheit, der Glaube an unsere Talente, der daraus entspringende Wunsch, näher mit uns verbunden zu sein und unser Wohlwollen zu gewinnen, das ist oft ein besserer Schatz als vieler Reichthum. Das erkennt auch der Träge. Wenn nur die Menschen an seine Geschicklichkeit glauben wollten, ohne daß er nöthig hätte, irgendetwas Mühsames und Vollkommenes hervorzubringen! Wenn sie sich nur andere Beweise seiner Redlichkeit und Menschenliebe gefallen ließen als Thaten! Wenn sie nur eine andere Bürgschaft für seine Weisheit annehmen wollten, als verständige Reden, guten Rath und ein gesundes eigenes Urtheil über die Vollkommenheiten des Lebens! Statt sich zu einer wahren Ehrliebe zu erheben, kriecht er in kindischer Eitelkeit umher, die durch erbärmliche Kleinigkeiten die Aufmerksamkeit der Menschen

fesseln und durch leeren Schein glänzen will; statt etwas Tüchtiges zu erreichen, hält er nur mit Genauigkeit über äußern Gebräuchen; die hergebrachte Sitte ist seine Tugend und die herrschende Meinung ist sein Verstand.

Es gibt nicht nur keine Freude für den, der sie nicht aus sich hervorzubringen weiß: sondern die schlaffe Seele verliert aus Mangel an Spannung alle Empfänglichkeit für angenehme Empfindungen; die Ungewohnheit thätig, zu sein, macht schon das bloße Auffassen und Hinnehmen angenehmer Eindrücke zu einer harten Arbeit, das leichteste Spiel zu einem ernsten Geschäft, und das feigherzige Nachgeben ohne Widerstand macht jede kleine Unannehmlichkeit zu einer bittern Qual; das Angenehme verschwindet und der Schmerz erlangt ein ungeheueres und vernichtendes Uebergewicht. Es gibt nicht nur keinen Wohlstand für den, der ihn nicht zu erwerben versteht: sondern das rathlose Gemüth behält am Ende nicht einmal die gewöhnliche Geschicklichkeit, zu erhalten, was da ist. Wenn es auch möglich ist, durch bloßen Zufall zu gewinnen, so ist es doch nicht möglich, ohne Aufmerksamkeit und Aufsicht, welche auch Anstrengungen sind, zu erhalten. Die Menschen haben nicht nur keine Achtung für den, der den Weg der

Thätigkeit nicht einschlagen will, um sie zu verdienen; sondern wenn nun das, was er nachgeahmt und nachgesprochen hat, zum Bessern fortschreitet, wenn die Vorurtheile abgelegt, die Sitten vereinfacht, die leeren Aeußerungen mehr und mehr hinweggeschafft werden, und also die Mittel ihm unter den Händen verschwinden, die er allein zu benutzen verstand: dann steht er in trauriger Blöße da und wohlverdiente Schmach und Verachtung trifft die kraftlose Unselbständigkeit.

In den wichtigsten Angelegenheiten des Menschen hat der Träge nur nichtige Wünsche, denen nichts entsprechen kann; und ehe diese erfüllt werden, beharrt er sorglos und freiwillig in seiner Roheit, gibt seine Seele ohne Widerstand dem Einfluß aller Umstände hin, geht gleichgültig vorüber vor allen Gelegenheiten zu edeln, aber mühevollen Handlungen, und beweist seinen Eifer für diese wichtigen Theile der menschlichen Bestimmung nur dadurch, daß er sich oft und gern einen Zustand ausmalt, wo er sie ohne Arbeit würde erreichen können. Und indem er wünscht, ergeht das gerechteste Gericht über ihn: „Wer nicht hat, dem wird auch das genommen, was er hat."

Nicht nur durch Laster und Leidenschaften, die den Körper zerstören, wird am Ende auch der Geist angegriffen: sondern blöder Stumpfsinn ist zuletzt das Antheil auch dessen, der mit seinen Augen nicht sehen und mit seinen Ohren nicht hören wollte, für dessen Belehrung die Welt mit ihren Wundern, der Mensch mit seinen Eigenheiten und Schwächen, das Wort des Herrn mit seinen erhabenen Anleitungen vergeblich da war. Nicht nur die Sklaven der Lüste verlieren zuletzt alle Freiheit in ihren Handlungen: sondern auch der versinkt in eine nicht minder selbstverschuldete geistige Ohnmacht, dem das heilsame Wachen und Nachdenken über sich selbst zu schwer war und der nachlässig dem Zufall die Zügel seines Gemüths überließ. Aller Ueberlegung und Selbstbetrachtung entwöhnt, wandelt er, der nur durch Gewohnheit etwas kann, in dichter Finsterniß, unbekannt mit dem, was er ist, unbekannt mit der Art, wie er es wurde, gleichgültig gegen das, was er sein wird, verloren jede Spur von Kraft, von Freiheit, von Willen; nicht mehr einem vernünftigen Wesen gleicht er, sondern einer leblosen Masse, die sich bewegt, wohin sie gestoßen wird. Nicht nur dem verstummt am Ende das Gewissen, der es trotzig bekriegte: sondern dieselbe unheilbare Blindheit für alles, was Pflicht ist und heischt, dieselbe Erstarrung des edelsten Gefühls, ist zuletzt

auch das Los dessen, der zaghaft die Augen niederschlug vor jeder Tugend, die ihn mit stärkerer Stimme zu sich rief. Alle Kräfte ersterben, die der Träge nicht gebraucht hat, und seine einzige freie Thätigkeit ist jenes leere Spiel der Einbildung, das ohne Anstrengung aus sich selbst fortgeht und in dem keine Ordnung und kein Maß zu beobachten ist. Und wenn einst sein letzter Wunsch darauf gerichtet ist, die verträumte Reise noch einmal anzutreten, den längst verstorbenen Geist noch einmal in das alte Leben zurückzurufen, wenn er über seinen Wünschen stirbt: so stirbt er auch nur über seinen Wünschen, so ist sein Wunsch und seine Klage allein. Keinem verlöscht ein Licht der Weisheit, wenn seine Augen sich schließen, keinem verstummt ein weiser Rath, wenn seine Lippen erkalten, keine Thräne der Dankbarkeit kann ihm fließen und kein klagender Seufzer der Achtung und der Liebe vermischt sich mit seinem letzten Hauch, ja nicht einmal das Bedauern wird ihm zu Theil, welches wir dem unglücklichen verleiteten Opfer der Leidenschaft nicht versagen, über welches wir ausrufen: „Schade für ihn; er hätte zu etwas Besserm gedeihen können." Wohlthätig ist vielmehr der Augenblick, der die Erde von einer unnützen Last befreit, und selbst diejenigen müssen sich freuen, deren Pflicht es sonst wäre, zu trauern.

Thätigkeit allein, wie angestrengt und ausdauernd sie auch sein mag, gibt dem Menschen keinen bestimmten Werth; dieser hängt lediglich davon ab, worauf denn eigentlich seine Thätigkeit gerichtet gewesen ist.

Freundschaft und Liebe.

Jeder Mensch muß schlechterdings in einem Zustande moralischer Geselligkeit stehen; er muß einen oder mehrere Menschen haben, denen er das Innerste seines Wesens, seines Herzens und seiner Führungen kund thut, nichts muß in ihm sein, womöglich, was nicht noch irgendeinem außer ihm mitgetheilt würde. Das liegt in dem göttlichen Ausspruche: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, mehr als irgendetwas anderes.

Die Gegenwart ist ein gar schönes Mittel, jedes Band fester zu knüpfen und jedes theuere Andenken lebendiger zu machen.

Nichts Aeußeres kann mir ein Recht geben, mich den Menschen, mit denen ich einmal in Wechselwirkung gesetzt bin, und dem Mitempfinden für sie zu entziehen.

Das Suchen und Finden muß gegenseitig sein, aber es muß nur durch die natürliche Anziehungskraft verwandter Gemüther zu Stande kommen. Je mehr Absichtliches dabei ist, je mehr man fördern will, desto mehr ist man in Gefahr, zu verderben. Jeder Mensch verräth sich von selbst genug für den, der fähig ist, ihn zu verstehen, und der Augen und Ohren offen hat, und so nähert man sich von selbst und in rechtem Maße und auf die Art, in welcher allein reine Wahrheit ist und an reine Wahrheit geglaubt werden muß. Alles Absichtliche ist dem Misverständniß und dem Mistrauen ausgesetzt. Keine Verzögerung, die aus der Anhänglichkeit an diesem Grundsatz entsteht, hat mich jemals gereut oder wird mich reuen, und versäume ich irgendetwas darüber ganz, so tröste ich mich damit, daß es mir nicht beschieden war. Denn was ein Mensch nicht ohne Verletzung seiner eigenthümlichen Sittlichkeit erlangen kann, das ist ihm nicht beschieden, ebenso wie das, was ihm physisch unmöglich ist.

Wie abgerissen und elend würde eine Existenz sein, wenn man nicht mit, durch und in bessern Menschen leben könnte.

Was die Ausbildung des Geistes betrifft, so suchen wir bei dem Freunde unsers Herzens nicht sowol eine außerordentliche Höhe desselben, als vielmehr eine solche Gleichheit mit uns, daß wir alles Vortreffliche an ihm verstehen und genießen können, und auch wiederum er nicht, was ihm wichtig ist, an uns vermißt.

Wenn eine ruhige schöne Seele sich zwischen den lieblichen Ufern des Wohlwollens und der Liebe bewegt, so gestaltet sie ihr ganzes Leben sich ähnlich. Es gleicht einem stillen Bach, der nicht nur die Bläue des Himmels in voller Klarheit abbildet, sondern aus dessen Spiegel selbst die grauen, trüben Wolken in milderer Gestalt zurückstrahlen, weil die schönen Bilder der buntfarbigen Blumen, mit denen jene Ufer überall besetzt sind, sich unmittelbar mit ihrem düstern Colorit vermischen. Wenn die zarten Aeußerungen eines solchen Gemüths sich nur dem Vertrautern offenbaren — wie nur der das Herz seines Freundes schlagen hört, der am Busen desselben ausruht — so vervielfältigt es dafür sein ganzes schönes Dasein. Denn wer ein schöngestaltetes Leben mitgenießend anschauen darf, dem fließt das seinige gewiß ruhig daneben hin, und wem es vergönnt ist, auf der Ruhe eines wohlgeordneten Gemüths mit

seinen Blicken zu verweilen, dessen Leben kann auch nicht ohne Züge von Schönheit bleiben, weil ein solcher Anblick mit dem wohlthätigsten Zauber alles, was den Grazien feind ist, entkräftet und verscheucht.

Die genaueste Freundschaft soll ja und muß auch die genaueste Kenntniß geben, und der schönste Vorzug liegt ja darin, daß der Freund den Freund mit seinen Fehlern liebt, andere ihn aber oft nur lieben, weil sie sie nicht sehen.

Bei den Geschenken, die befreundete Herzen sich machen, ist eben auch die Gegenwart das Beste; die Liebe, die sich ausspricht im Nehmen wie im Geben, und die auch das Große erst zu dem machen muß, was es sein soll.

Es muß keine Art Despotismus in unserm freundschaftlichen Umgange sein; was wir den Menschen sein wollen, muß ganz nach ihrem Sinne sein, nämlich nach ihrem besten Sinne, mit und für sich selbst.

Man kann freilich im gemeinen Leben die Vorsicht nicht weit genug treiben: von anderer Angelegenheiten nicht zu reden, und so auch die daraus folgende, jede Mittheilung anderer als ungeschehen zu betrachten. Aber in der Freundschaft muß es doch gerade entgegengesetzt sein. Sie gibt schon jedem von selbst den rechten Takt, und die schönen seltenen Momente, wo inniges Vertrauen auch über einen dritten an seiner rechten Stelle ist und wo ein neues Glied eingeschlungen werden kann in eine Kette von Freunden, müssen durch keine Bedenklichkeiten verkümmert werden. Der Mensch ist und wirkt so wenig in der Welt, daß er sich an der rechten Stelle gern ganz und unbedingt hingeben muß, um etwas hervorzubringen, wäre es auch nur eine vorübergehende schöne Bewegung eines edeln Gemüthes.

Nie kann man die Stelle eines Freundes ersetzen; wer glücklich genug ist, deren mehrere zu haben, dem ist jeder einzelne etwas anderes; eine Doublette in der Freundschaft hat gewiß niemand.

Es ist doch im Menschen nicht so wie in der Welt, wo jede Stelle besetzt wird, die sich erledigt. Wenn uns jemand stirbt, bleibt immer

eine leere Stelle. Es fehlen uns Mittheilungen und Empfindungen, die so nicht wieder erregt werden, eine Saite unsers Wesens hat ihren Resonanzboden verloren, und das geht so fort, bis endlich das ganze Ding in die Polterkammer geworfen wird, aus welcher nur der große Musikmeister alle diese veralteten Instrumente zu einem himmlischen und ewigen Concert wieder hervorzieht und erneuert.

Wohl kann ich sagen, daß die Freunde mir nicht sterben; ich nehme ihr Leben in mich auf und ihre Wirkung auf mich geht niemals unter: mich aber tödtet ihr Sterben. Es ist das Leben der Freundschaft eine schöne Folge von Accorden, der, wenn der Freund die Welt verläßt, dann der gemeinschaftliche Grundton abstirbt. Zwar innerlich hallt ihm ein langes Echo ununterbrochen nach und weiter geht die Musik: doch erstorben ist die begleitende Harmonie in ihm, zu welcher ich der Grundton war, und die war mein, wie jene in mir sein ist. Mein Wirken in ihm hat aufgehört; es ist ein Theil des Lebens verloren. Durch Sterben tödtet jedes lebende Geschöpf, und wem der Freunde viele gestorben sind, der stirbt zuletzt den Tod von ihrer Hand, wenn ausgestoßen von aller Wirkung auf die, welche seine Welt gewesen,

und in sich selbst zurückgedrängt der Geist sich selbst verzehrt.

Wir trachten in diesem Leben alle danach und erreichen es nur nie; allein in dem Ganzen zu leben und den Schein, als ob wir etwas Besonderes wären und sein könnten, von uns zu thun. Die Liebe ist ja die anziehende Kraft der Geister, ihr großes, ewiges Naturgesetz.

Was kann die Liebe mehr verherrlichen, als wenn man so alles, was es Großes gibt in der Welt, mit hineinzieht in ihr Gebiet.

Nach Liebe dürstet manches Menschen Herz; es schwebt ihm deutlich vor, wie der Freund geartet müßte sein, mit dem er durch den Tausch des Denkens und Empfindens zur gegenseitigen Bildung und zum erhöhten Bewußtsein sich verbinden, wie die Geliebte, der er ganz sich geben und volles Leben bei ihr finden könnte: doch wenn er nicht, durch Zufall glücklich, im gleichen Kreise des äußern Lebens, auf gleicher Höhe der Gesellschaft sie entdeckt, so seufzen beide wol vergeblich im gleichen Wunsch das kurze Leben hin. Denn noch immer

fesselt den Menschen ja sein äußerer Stand, die Stelle, die er in jener dürftigen Gemeinschaft sich nicht erringen kann, nein, die ihm angewiesen wird, und fester hält der Mensch an diesen Banden als an der mütterlichen Erde die Pflanze hängt. Warum doch? Weil es ihnen wenig kostet, das höhere geistige Leben hart zu bedrücken, um sicherer, wie sie meinen, das niedere zu genießen. Darum darf noch keine heitere Gemeinschaft gedeihen, kein freies offenes Leben; darum wohnen sie wunderlich, fast klostermäßig gesondert in kleinen dumpfen Zellen nebeneinander mehr als miteinander; darum scheuen sie jeden großen Verein, nur einen elenden Schein davon zusammensetzend aus vielen kleinen; und wie das Vaterland lächerlich zerstückelt ist, so auch jede einzelne Gesellschaft wieder.

Wenn der Freund dem Freunde die Hand zum Bündniß reicht: es sollten Thaten daraus hervorgehen, größer als jeder einzelne; frei sollte jeder jeden gewähren lassen, wozu der Geist ihn treibt, und nur sich hülfreich zeigen, wo es jenem fehlt, nicht seinem Gedanken den eigenen unterschiebend. So fände jeder im andern Leben und Nahrung, und was er werden könnte, würde er ganz. Wie treiben sie es dagegen in der Welt? Zum irdischen Dienst ist einer stets dem andern gewärtig, bereit

das eigene Wohlsein aufzuopfern; Einsicht und Welterfahrung mitzutheilen, gefühlvoll Schmerzen mitzuleiden und zu lindern ist das Höchste. Doch in der Freundschaft ist immer Feindschaft gegen die innere Natur; absondern wollten sie des Freundes Fehler von seinem Wesen, und was in ihnen Fehler wäre, scheint's auch in ihm. So muß jeder von seiner Eigenheit dem andern opfern, bis beide, sich selber ungleich, nur einander ähnlich sind, wenn nicht ein fester Wille das Verderben aufhält, daß lange zwischen Streit und Eintracht die falsche Freundschaft kränkelt, oder plötzlich abreißt. Verderben dem, der ein weich Gemüth besitzt, wenn ihm ein Freund sich anhängt! Von neuem und kräftigem Leben träumt dem Armen; er freut der schönen Stunden sich, die ihm in süßer Mittheilung vergehen, und merkt nicht, wie in eingebildetem Wohlergehen der Geist sich ausgibt und verschuldet, bis gelähmt von allen Seiten und bedrängt sein inneres Leben sich verliert. So gehen der Bessern viele umher, kaum noch zu kennen der Grundriß des eigenen Wesens, beschnitten von der Freunde Hand und überklebt mit fremdem Zusatz.

Fasse Muth und hoffe! Nicht du allein stehst eingewurzelt in den tiefen Boden, der spät erst

Oberfläche wird; es keimt überall die Saat der Zukunft. Fahr' immer fort, zu spähen, wo du kannst; noch manchen wirst du finden, noch manchen erkennen, den du lange vielleicht verkannt. So wirst auch du von manchem noch erkannt: der Welt zum Trotz verschwindet endlich Mistrauen, wenn immer das gleiche Handeln wiederkehrt und gleiche Ahnung oft das fromme Bruderherz ermahnt. Nur kühn den Stempel des Geistes jeder Handlung eingeprägt, damit die Nahen dich finden; nur kühn hinaus in die Welt geredet des Herzens Meinung, daß auch die Fernen dich hören.

Mann und Weib.

Es ist wahr, daß die Männer gewöhnlich den Himmel leer lassen, nämlich die Phantasie, aus welcher die Liebe und der Himmel hervorgehen müssen. Sie haben's nur immer mit der Vernunft, und zwar mit der auf die bürgerlichen Verhältnisse gerichteten, in welchen allein sie leben, weben und sind; auch alle Sittlichkeit, welche sie anerziehen möchten, ist nichts anderes als dieses.

Es ist etwas gar Jämmerliches, wenn man ein Buch nur mit dem Verstande versteht, und ist gewöhnlich entweder an dem Leser oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das größere Verstehen mit der Phantasie gegeben ist, der kann jenes kleinere, nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren. Darin sind nun die Frauen stark, blos weil man ihnen so viel Ruhe läßt, und wenn es sich irgend vertheidigen läßt, daß sie in der eigentlichen Wissenschaft und in der

bürgerlichen Welt keine eigene Stelle haben sollen, so ist es nur in dieser Beziehung, daß die bürgerliche Welt die Phantasie unterdrückt, und daß, je weniger sie eigentlich wissen, desto deutlicher hervorstrahlt, wie sie alles wissen könnten.

Freilich sind die Frauen auch darin glücklicher als wir; ihre Geschäfte begnügen sich mit einem Theil ihrer Gedanken, und die Sehnsucht des Herzens, das innere schöne Leben der Phantasie, beherrscht immer den größern Theil. Wenn ich mich hingegen zu meiner Arbeit hinsetze, so muß ich ordentlich von meinen Lieben Abschied nehmen, wie der Hausvater, der seine Geschäfte auswärts hat, und wenn mir während derselben ein Gedanke an sie mit Bewußtsein durch die Seele geht, so kann ich ihm eben nur freundlich zunicken, wie der Vater den Kindern, die ihn umspielen, mit denen er sich doch aber jetzt nicht abgeben kann. Mir geht es aber überall so, wohin ich sehe, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsch spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein.

Ueberhaupt sind die Weiber die eigentlichen Briefschreiberinnen, und wir Männer sind nur Stümper. Und nun gar Liebe schreiben, das kann kein Mann so, wie ihr es könnt.

Die Absicht überhaupt und das bewußte Bestreben, Männer an sich zu ziehen, liegt in der weiblichen Natur und gehört zu ihr (bei Mädchen ist es mehr Wunsch und Instinct, bei Frauen mehr Wille und Absicht), nicht etwa als ein Fehler, sondern ganz nothwendig und wesentlich. Denn nur dadurch entgehen die Frauen der Erniedrigung, zu welcher sie Fichte verdammt, unthätig zu sein in dem ganzen Proceß der Liebe vom ersten Anfang an. Es ist aber nicht nur in der Liebe so, sondern auch in der Freundschaft, weil das weibliche Geschlecht auch diese in seiner dermaligen Lage nicht offen anbieten darf, sodaß mir dies sehr wohlbekannte Phänomen meiner Ansicht von dem Unterschiede der Freundschaft und Liebe gar nicht im Wege steht. Auch nicht dies, daß die Koketterie der Freundschaft und der Liebe nicht wesentlich unterschieden sind. Das allgemeine Geschlechtsbewußtsein muß doch immer der Punkt sein, von dem man ausgeht; es muß erst arrangirt werden, wie es hiermit gehalten werden soll, ehe sich eine

Verbindung zwischen Mann und Frau bestimmt zur Freundschaft entscheiden kann.

Mann und Weib müssen einander gleichgestellt sein, und wisse es recht (an seine Braut), daß Du mich selig machst und völlig befriedigst durch Deine Liebe. Bewundern kannst Du deswegen doch an mir alles, was dem Manne eigenthümlich ist, das selbständige Licht der Erkenntniß und die bildende und bezähmende Kraft, sowie ich an Dir alles, was dem Weibe eigenthümlich ist, die ursprüngliche und ungetrübte Reinheit des Gefühls und das sich selbst entäußernde, pflegende und entwickelnde Geschick. Und so wollen wir nur immer Eins sein, wie es sich gehört, und uns nicht darum kümmern, ob und wie der eine mehr ist oder weniger als der andere.

Ehe.

Der Mann sucht sich ein Weib, sobald er im Stande ist, das väterliche Haus verlassend, von Zucht und Lehre entbunden, ein selbständiges Dasein zu beginnen; er sucht, aber wehe ihm, wenn er willkürlich wählt, sei es, daß irgendeine verständige Berechnung ihn leite, oder daß er mit der bewußtlosen Willkür ungeduldiger Leidenschaft seinen Gegenstand ergreife. Keine Sicherheit auf diesem Wege, ob er diejenige gefunden habe, mit der er sich zu dem rechten Leben der Liebe verbinden könne! nichts was ihm eine Anhänglichkeit verbürgt, die ihn für alles entschädige, was er verläßt und aufgibt! Soll er seinem Weibe anhangen, so muß von ihr eine Kraft ausgehen, die ihn so festhält, daß er sich alles Suchens erledigt fühle und alles Sehnen gestillt; und eben diese Kraft muß es gewesen sein, welche, unwissend was sie that, ihn zuerst anzog und fesselte.

Das innerste Wesen der Liebe besteht gerade darin, daß das Größte und das Kleinste, der heiligste Ernst und der süßeste Scherz Eins ist in ihr, und alles, Andacht und Frömmigkeit, der strengste Ernst, indem einer für den andern oder mit dem andern in den Tod ginge; läßt sich gar nicht denken, als daß er zugleich in sich trägt das volle Bewußtsein aller seligen, süßen Augenblicke des leichtesten, fröhlichsten Lebens; sowie wir in diesem auch die ganze Kraft, die reiche Fülle und Tiefe des Daseins mit dem reinsten Ernst fühlen.

(An seine Braut.) Mein Leben in der Wissenschaft und in der Kirche, und so Gott will und Glück gibt, wie mir beinahe ahnt, auch noch im Staat, soll gar nicht von Deinem Leben ausgeschlossen und Dir fremd sein, sondern Du sollst und wirst den innigsten Antheil daran nehmen. Ohne das gibt es keine rechte Ehe. Du brauchst deshalb die Studien und die Worte nicht alle zu verstehen; aber mein Bestreben und meine That wirst Du immer nicht nur anschauen und verstehen, sondern auch theilen, daß nichts ohne Dich gelingt, nichts ohne Dich vollbracht wird, alles mit Deine That ist und Du Dich meines Wirkens in der Welt wie Deines eigenen erfreust Du wirst sehen und

fühlen, wie es mir bald mehr, bald weniger gelingt, wie sich bald der Reichthum drängt, bald die Trägheit mich wieder herunterzieht. Du wirst mich beleben und erfrischen, und ich werde alles in Dir auslassen und in Dich übertragen.

Ueberall, sofern in dieser innigsten Gemeinschaft noch jeder seine eigene Lust hat und sein eigenes Leid, mag er auch immerhin mehr auf das sehen, was des andern ist, als auf sein Eigenes; überall, sofern noch das Weib sich selbst ermahnen muß, still zu sein, und der Mann sich selbst ermahnen muß, dem schwächern Theil seine Ehre zu geben, und wenn auch diese Ermahnungen auf das sorgfältigste befolgt würden; überall, sofern es noch entgegengesetzte Wünsche und Bestrebungen auszugleichen gibt, und wenn diese Ausgleichungen auch nie fehlten, ja immer auf die feinste Weise geschähen: da überall thront nicht und hat auch nie gethront die wahrhaft Eins machende Ehe.

Das höhere Ziel der Ehegemeinschaft ist dieses, daß einer den andern heilige und sich von ihm heiligen lasse. Oder was für ein bedeutender Ge-

winn käme denn aus einer so engen Gemeinsamkeit des Lebens, wenn sie sich immer nur aus dem äußern Leben zu nähren und auf dasselbe zu wirken suchte? Das Zwiefache wäre denn doch nicht besser denn das Einfache! Ob jeder für sich allein, oder zwei füreinander und untereinander verbunden, ein solches gemäßigtes, heiteres, gebildetes, aber immer doch nach dem Maßstabe des Christen nur sinnliches und in seinem höhern Sinne geistloses Leben führten, den Unterschied könnten wir so hoch nicht anschlagen, und so wäre auch von der Ehe nichts Großes zu rühmen. Das aber ist erst die christliche Liebe in der Ehe, daß beide Theile durch einander immermehr erregt werden im Geist, daß immermehr in der Natur des einen durch den andern gebändigt werde und gemildert, was sich der Einwirkung des Geistes widersetzt, daß jeder den andern durch seine Kraft hebe und trage, wenn er in dieser Hinsicht schwach werden will, jeder sich in dem Auge des andern reiner spiegele, um zu sehen, wie er gestaltet ist in Bezug auf die Gemeinschaft mit Gott, kurz, daß jeder in dieser Verbindung die Kraft des Geistes erhöht fühle und gesteigert, wie sie es sonst nicht sein könnte.

Das sind die im Himmel geschlossenen Ehen, wenn es der geheimnißvolle Zug des Geistes selbst

gewesen ist, der dem Manne sein Weib und dem Weibe ihren Mann zuführte, das unerklärliche, aber wahre und täglich mehr sich bewährende Vorgefühl, daß jeder dem andern vorherbestimmt sei als ihm besonders angehörig, als das eigenthümlichste Gut, als der kräftigste Genosse auf dem gemeinsamen Wege. Wo aber dieses fehlt, sei auch alles andere noch so schön und preiswürdig, da fehlt doch die rechte Treue und Zuverlässigkeit und mit ihr der rechte christliche Gehalt des ehelichen Lebens.

Auch die innigste Liebe kann nur in dem Maß den Menschen zum Guten tüchtig machen und vom Bösen reinigen, als er seinen ganzen Beruf zu erfüllen trachtet und sich keinem Theile seiner Bestimmung entzieht; und nur insofern können zwei von Gott vereinte Menschen einander genug sein, als ein thätiges Leben für jeden die Versuchungen und Prüfungen herbeiführt, gegen welche sie sich gegenseitig verwahren sollen, und beider Augen schärft, um die Tiefen des Herzens zu erforschen und das Verborgene zu durchschauen. Darum die göttliche Ordnung: Es soll der Mann im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen und die Frau mit angestrengter Sorge und

Aufmerksamkeit des ganzen Hauswesens warten und pflegen.

Ordnet der Mann im Hause alles um so mehr, als es sich genauer auf seine größern Verbindungen bezieht; waltet er auch draußen ganz allein und schafft dadurch ohne des Weibes Ab- und Zuthun dem Hause mit Freude und Ehre auch wieder Leid und Sorge: dennoch kehrt er nur, wie es durch jene erste göttliche Ordnung gesetzt ist, von draußen immer wieder zurück, anhangend dem Weibe, das ihm Gott gegeben; erquickt er sich in dem Bunde treuer Liebe, wenn er ermüdet, stärkt er sich, wenn er gehemmt war, so fühlt auch das treue Weib in allem, was er thut, ordnet und schafft, ihre Kraft und ihren Segen; und immer stehen beide so gleich vor Gott und ihrem eigenen Bewußtsein da wie in dem Augenblick, wo beide durch das gleich freie Ja der Mann des Weibes Haupt erst wurde und sie ihm unterthan.

Der Mann ist des Weibes Haupt nur insofern, als er dem Weibe anhängt in unverbrüchlicher Treue mit inniger Liebe; so verschwindet jeder Schein der Ungleichheit, als herrsche der eine

und sei untergeordnet die andere, in dem schönern und höhern Gefühl einer vollkommenen Gemeinsamkeit des Lebens, in dem Einen Gedanken, daß zwei Eins sein werden.

Die Ehe soll ehrlich gehalten werden bei allen. Wo in der Ehe nichts Irdisches und Himmlisches aufs innigste verbunden ist; wo nicht beide Theile einander ihre Kräfte leihen, um treu und vollkommen zu sein jedes in seinem Beruf; wo nicht aller Unterschied sich immermehr ausgleicht zur vollkommenen Einheit des Bewußtseins: da fehlt es an der rechten Ehrlichkeit in der Ehe. Sie ist entweder nicht ehrlich geschlossen worden; es ist kein wahrhaftes Ja vor Gott gewesen, womit sich beide einander gegeben haben; sondern es ist gefrevelt worden vor dem Angesichte Gottes selbst; oder sie ist nicht ehrlich gehalten worden, sondern, und zwar nicht unbewußt, hat einer oder der andere mehr oder weniger zurückgenommen von jenem Ja. Wiewol auch dieses auf das Vorige herauskommt; denn so wir selbst etwas kürzen von einem gegebenen Worte, war es doch kein wohlbedachter und fester Willer, als es gegeben ward.

Die Einweihung des Mannes und seine Tüchtigkeit in Wissenschaft oder Kunst oder bürgerlichem Leben erscheint so viel größer als die Gegenstände, worin die Frau ihr Talent entwickeln kann, daß es scheint, als müsse sie, wo der Mann recht tüchtig ist, sich immer untergeordnet fühlen, und wenn die Frau an Geist und Charakterstärke über den Mann hervorragt, so gibt es gewiß immer ein schlechtes Verhältniß. Aber wenn sie den Mann versteht, wie die wahre Liebe ihn immer verstehen lehrt, und wenn sie im rechten Sinne Mutter ist und Gattin, so kann doch der Mann sie nur mit dem Gefühl der vollen Gleichheit umfassen, und da sie sich in vieler Hinsicht, wenn die Eitelkeit sie nicht besitzt, reiner und mehr unbefleckt von der Welt erhalten kann als der Mann, so ist das auch wieder eine Seite, wo der Mann sie über sich stellt mit vollem Recht, ohne daß das im mindesten das wahre Verhältniß stören könnte. Unschuldiger ist das weibliche Geschlecht doch in der Regel immer als wir.

Die Armen sind zu bedauern, die sich genöthigt fühlen, ihren Frauen vieles zu verschweigen; sie leben nicht in einer wahren Ehe. So ist es auch eine Thorheit, daß man nicht auf die

Verschwiegenheit der Frauen rechnen kann; ich rechne auf die Deinige (seiner Frau) überall, wo ich sie Dir empfehlen werde, und ich bin ganz fest überzeugt, daß keine Furcht Dir sollte ein Geheimniß ablocken können, was ich Dir anvertraut habe. Aber eben, weil ich Dir so muß alles mittheilen und anvertrauen können, muß ich auch eine so brave, starke, kräftige Frau haben wie Du bist, ohne Weichlichkeit. So müssen aber auch deutsche Frauen sein, und so sind die besten immer gewesen.

Jede wahre Ehe muß wieder anders sein. Es läßt sich auch da von keinem Müssen oder Nichtmüssen reden, als ob man sich die Art, wie man leben wollte, vornehmen könnte. Dabei würde was Wunderliches herauskommen! Da nicht ein Mensch wie der andere, und also auch nicht zwei wie andere zwei, so muß auch ihr Product, nämlich die Ehe, jedesmal ein anderes sein. In Zahlen geht das wol, daß z. B. 3 mal 8 ebenso viel ist als 4 mal 6, aber in der geistigen Welt wol durchaus nicht.

Nichts ist jetzt gemeiner als traurige Eheverhältnisse, und wenn das zu Christi Zeiten mehr

die Härtigkeit des Herzens bewies, so scheint es jetzt mehr von der Erbärmlichkeit desselben herzurühren, davon, daß es die Leute von Anfang an mit ihrem Leben und Lieben auf nichts Ordentliches anlegen und keinen Begriff und keinen Zweck damit verbinden.

Wenn eine Ehe anfängt zu kränkeln und zu welken, welche vorher frisch zu grünen und zu blühen schien, so ist noch nicht alles verloren, wenn nicht eine neue Verhärtung des Herzens hinzukommt. Denn ehe, aus welchem Grunde es auch sei, der frevelhafte Wunsch, sie aufzulösen, entsteht und laut wird: wie viel Augenblicke müssen nicht kommen, wo die verirrten, aber noch nicht allen bessern Regungen abgestorbenen Herzen wehmüthig aufgeregt sind, und jeder Theil mehr geneigt, seinen Antheil an dem sündlichen und verworrenen Zustande bußfertig zu bekennen als alle Schuld dem andern zuzuschieben! Wie oft führt nicht das kirchliche Leben solche Augenblicke herbei vornehmlich durch seine Sakramente und seine feierlichen Gedenktage! Wie oft müssen sie sich entwickeln bei frohen häuslichen Festen! Wie sehr wird die treue Liebe besorgter Freunde und Angehörigen darauf bedacht sein, sie zu vervielfältigen! Wenn

dann nur irgendeinmal in einem solchen Augenblick einer von beiden Theilen seine Gleichgültigkeit und Bitterkeit überwindet, wie viel ist dann noch zu hoffen! Wie bald wird, durch Milde von der einen und Dankbarkeit von der andern Seite aufgeregt, die gesunkene gegenseitige Liebe sich wieder allmählich zu heben beginnen und das aufgelockerte Band sich wieder fester schürzen! O wie manche Ehe mag nach so überstandenem Sturme glücklicher und segensreicher geworden sein, als sie vorher war!

Es bindet süße Liebe Mann und Frau; sie gehen, den eigenen Herd sich zu erbauen. Wie eigene Wesen aus ihrer Liebe Schos hervorgehen, so soll aus ihrer Naturen Harmonie ein neuer gemeinschaftlicher Wille sich erzeugen; das stille Haus mit seinen Geschäften, seinen Ordnungen und Freuden soll als freie That dessen Dasein bekunden. Allein wie muß ich immer und überall das schönste Band der Menschheit so entheiligt sehen! Ein Geheimniß bleibt ihnen, was sie thun, wenn sie es knüpfen; jeder hat und macht sich seinen Willen nach wie vor; abwechselnd herrscht der eine und der andere, und traurig rechnet in der Stille jeder, ob der Gewinn wol aufwiegt, was er an baarer

Freiheit gekostet hat; des einen Schicksal wird der andern endlich, und im Anschauen der kalten Nothwendigkeit erlischt der Liebe Glut. Alle bringt so am Ende die gleiche Rechnung auf das gleiche Nichts. Es sollte jedes Haus der schönste Leib, das schönste Werk seiner eigenen Seele sein und eigene Gestalt und Züge haben; doch fast alle werden sie in stumpfer Einförmigkeit das öde Grab der Freiheit und des wahren Lebens. Macht sie ihn glücklich? Lebt sie ganz für ihn? Macht er sie glücklich? Ist er ganz Gefälligkeit? Macht beide nichts so glücklich, als wo einer dem andern sich aufopfern kann? O quäle mich nicht, Bild des Jammers, der tief hinter ihrer Freude wohnt, des nahen Todes Zeichen, der ihnen diesen letzten Schein des Lebens, sein gewohntes Gaukelspiel nur vormalt! Wo sind vom Staat die alten Märchen der Weisen? Wo ist die Kraft, die diese höchste Entwickelung des Daseins dem Menschen geben, das Bewußtsein, das jeder haben soll, ein Theil zu sein von des Vaterlandes Vernunft und Phantasie und Stärke? Wo ist die Liebe zu diesem höhern selbstgeschaffenen Dasein, die lieber das enge persönliche Bewußtsein opfern als jenes verlieren will, die lieber das Leben wagt, als daß das Vaterland gemordet werde? Wo ist die Vorsicht, die sorgsam wacht, daß auch Verführung ihm nicht nahe und sein Gemüth verderbe? Alles ist

gerichtet auf: vermehrten äußern Besitz des Habens und Wissens, Schutz und Hülfe gegen Schicksal und Unglück, vermehrte Kraft im Bündniß zur Beschränkung der andern; das nur sucht und findet der Mensch von heute in Freundschaft, Ehe und Vaterland; nicht Hülfe und Ergänzung der Kraft zur eigenen Bildung, nicht Gewinn an neuem innern Leben. Hieran vielmehr hindert ihn jegliche Gemeinschaft, die er eingeht vom ersten Bande der Erziehung an, wo schon der junge Geist, statt freien Spielraum zu gewinnen und Welt und Menschheit in ihrem ganzen Umfang zu erblicken, nach fremden Gedanken beschränkt und früh schon zu des Lebens langer Knechtschaft gewöhnt wird. O mitten im Reichthum beklagenswerthe Armuth! Hülfloser Kampf des Bessern, der die Sittlichkeit und Bildung sucht, mit dieser Welt, die statt deren nur Recht und Gebot erkennt, statt Lebens nur todte Formeln bietet, statt freien Handelns nur Regel und Gewohnheit liebt, und hoher Weisheit sich rühmt, wenn irgendeine veraltete Form sie glücklich beiseite schafft, und etwas Neues gebärt, was Leben scheint, doch allzu bald selbst wieder Formel sein wird und todte Gewohnheit. Doch Bildung wird sich aus der Barbarei entwickeln und Leben aus dem Todtenschlaf! Da sind sie schon die Elemente des bessern Seins.

Nicht immer wird die höhere Kraft verborgen schlummern; es weckt der Geist sie früher oder später, der die Menschheit beseelt. Aus unserer verwirrten Umbildung wird endlich das erhabene Reich der Bildung und der Sittlichkeit hervorgehen.

Kinderzucht.

Kinder sind nicht nur theuere, von Gott uns anvertraute Pfänder, für welche wir Rechenschaft zu geben haben, nicht nur unerschöpfliche Gegenstände der Sorge und der Pflicht, der Liebe und des Gebets: sie sind auch ein unmittelbarer Segen für das Haus; sie geben leicht ebenso viel als sie empfangen; sie erfrischen das Leben und erfreuen das Herz.

Es erziehen nicht die Aeltern allein oder mit ihnen nur die, von welchen sie sich ausdrücklich Hülfe leisten lassen beim Unterricht und der Aufsicht; sondern wir können mit Recht sagen, das gesammte junge Geschlecht unter uns werde erzogen von dem gesammten ältern, und es liege uns allen ob, auf die rechte, gottgefällige Weise dazu das Unserige beizutragen.

Ihr Väter, erbittert euere Kinder nicht, daß sie nicht scheu werden. Wenn die Kinder im Leben erbittert werden und aus der Erbitterung Scheu entsteht und verhaltener Widerwille, so ist das das Unnatürlichste von allem. Das ganze Wesen der Kinder ist den Aeltern auf das ursprünglichste verwandt und angehörig; tausend Aehnlichkeiten sprechen uns daraus an auf das auffallendste, und mit jeder solchen Entwickelung scheinen Einverständniß und Liebe sich mehren zu müssen. In der unmittelbaren Nähe der Aeltern wachsen die Kinder heran; der erste Blick des Kindes fällt auf das liebende Auge der Mutter; sie ist es, von der das erste frohe Lächeln des Säuglings gleichsam bemerkt zu werden wünscht, und das Erste, was die Mutter es mittheilend lehrt, ist den Vater kennen und lieben; und je mehr die jungen Seelen sich entfalten, um desto mehr müssen sie fühlen, wie ihnen alles von den Aeltern und durch sie kommt. Hier ist also das innigste ungestörteste Heiligthum der Liebe, und wenn hier dennoch in den Kindern, die ja ursprünglich ganz Liebe und Anhänglichkeit sind, Entfernung, Zorn, Unwillen entsteht; wenn die Liebe, die nie auszurotten ist in ihrem Gemüth, statt sich denen zuzuwenden, die ihnen von Gottes und der Natur wegen die nächsten sind, eher auf fremdere Gegenstände ablenkt, sodaß sie irgend von

andern ertragen können, was von den Aeltern sie erbittert: so ist das gewiß das Unnatürlichste, was erfolgen kann. Und ebenso ist es auch verhältnißmäßig unnatürlich, wenn sich die Kinder gegen andere Erwachsene erbittern, welche auf ihr Leben einwirken und an ihrer Entwickelung mitarbeiten. Haben sich die Herzen der Kinder gegen uns erbittert und sind sie dadurch scheu geworden; hat sich das natürliche Vertrauen in einen dumpfen Argwohn verkehrt, als ob wir überall das Unserige suchten und nicht das Ihrige; ist die Liebe erloschen und das Vertrauen erblichen: wo ist dann der Schlüssel, mit dem wir uns die Herzen wieder öffnen können? wo ist der Zügel, an dem wir die jungen Gemüther von dem Wege des Verderbens ablenken wollen? Es kann dieser bösartige Feind selbst zwar noch, aber nur auf eine Weise überwunden, er kann nur gleichsam ausgehungert werden, indem wir ihm alle Nahrung entziehen. Nur eine lange Reihe von Erfahrungen des Gegentheils, von welchen selbst das kalt und argwöhnisch gewordene Herz nicht mehr die Vermuthung aufstellen kann, wir wollten sie nur wiedergewinnen und umlenken, kann den Argwohn allmählich austilgen und, der Liebe in ihnen wieder Raum verschaffend, auch uns den Zugang zu den versperrt gewesenen Herzen wieder öffnen. Unerschöpfliche Geduld gehört dazu, die völligste

Selbstbeherrschung, die reinste Selbstverleugnung, ein langsamer und mühevoller Weg.

Braucht bei der Erziehung nie den rauhen Weg der Gewalt; es ist ein gefährlicher Weg! Wie wenig durch Gewalt auf Menschen gewirkt werden kann, das sehen wir genugsam in andern menschlichen Verhältnissen, und finden uns wie durch einen geheimen Zauber immer im Bunde gegen die rohe Gewalt und ihr Werk. Und mit Recht; denn je weniger ein Mensch der Gewalt weicht, um desto deutlicher zeigt er, daß kein knechtischer Sinn in ihm lebt, daß er sich des Edeln, über die Gewalt Erhabenen in seiner Natur bewußt ist; und je mehr einer strebt, durch Gewalt auf andere zu wirken, um desto deutlicher zeigt er, daß er Vernunft und Liebe, wodurch allein der Mensch gelenkt werden soll, nicht in sich trägt oder nicht anzuwenden versteht. Und wir sollten die Gewalt einführen in das friedliche Heiligthum unserer Häuser und sie anwenden bei unsern Kindern in einem Alter, wo sie den Einwirkungen der Vernunft und der Liebe schon fähig sind? In ihr Inneres, worauf wir eigentlich doch wirken wollen, kann die Gewalt nicht eindringen; sie kann nur die äußern Ausbrüche ihrer Fehler zurückhalten, die uns beschwerlich sind und störend. So

können wir durch Gewalt uns selbst gegen sie schützen, und thun das mit Recht, wenn wir leider in diese Nothwendigkeit versetzt sind; aber erziehen können wir gar nicht durch Gewalt. Ihre Fehler werden nur desto tiefere und festere Wurzeln schlagen, wie eine Pflanze, deren üppiger Wuchs nach oben beschnitten wird. Ja auch je mehr wir jenes Aeußerliche erreichen, desto mehr schon betrüben wir uns billig, weil uns dadurch die Knechtschaft kund wird, in die unsere Kinder versunken sind. Darum sind es auch gewöhnlich wir Aeltern, die in diesem Kampf der Gewalt ermüden, früher oder später die Kinder ihrem eigenen Weg und der göttlichen Erziehung überlassen, und traurig, ja gleichsam besiegt zurückbleibend nichts mehr haben, womit wir sie begleiten, als für sie fromme Wünsche, von denen wir nicht wissen, ob sie nicht vergeblich sind, und für uns reuige Thränen, die höchstens nur uns und andern eine Warnung werden können für die Zukunft.

Wie viel Segen für uns Erwachsene ist in dem Zusammensein mit der Jugend! Es erhält dieses mehr als alles andere frisch und fröhlich, macht, daß das mannichfaltig angefochtene Herz guter Dinge bleibt in seiner Arbeit; auch werden wir hierdurch vorzüglich gereinigt von verwirrenden

Leidenschaften und weiter gebracht auf dem Wege der Heiligung. Aber freilich nur ein liebevolles und gottgefälliges Zusammensein kann dieses bewirken; es gehen hingegen alle diese Segnungen verloren, wenn wir die jungen Gemüther erbittern.

Nur die herbe Wiederholung des Widrigen vermag der Jugend allmählich das Gedächtniß hierfür zu schärfen. Bald lernen die Kinder unterscheiden, was in uns nur vorübergehende Bewegung ist und was feststehende Richtung. So wenig einzelne Zärtlichkeit und Gefälligkeit sie besticht, wenn Vernachlässigung oder Härte vorherrschen im Leben, ebenso richtig werden sie — sollte auch menschliche Schwäche manches Einzelne dazwischenbringen, was sie stören könnte — den herrschenden Sinn unsers Lebens herausfühlen und in kindlicher Anhänglichkeit uns zugethan bleiben, wenn wir nur ihnen wirklich ergeben sind in treuer Liebe, wenn wir ernstlich ihr wahres Heil suchen, wenn wir unserm Leben mit ihnen den Werth und die Bedeutung beilegen, die ihm gebührt.

Wenn Aeltern, ohne abzuwarten, was für Neigungen und Fähigkeiten sich in ihren Kindern entwickeln werden, oder ohne diejenigen zu berück-

sichtigen, welche sich entwickelt haben, eigensinnig darauf beharren, sie auf dasjenige zu beschränken, was auf dem besondern Lebenswege liegt, den sie selbst eingeschlagen haben, und ihnen nur dieses einimpfen wollen, damit sie ihnen selbst so ähnlich werden als möglich: klagen wir da nicht bitterlich über unchristliche Gewalt, welche der Jugend geschieht? Und die Jugend selbst, wenn sie weit genug vorrückt, um die Handelsweise ihrer Erzieher zu verstehen, muß es ihr nicht zur Störung und zum Aergerniß gereichen, wenn sie fühlt, wie viel Selbstsucht unter die Liebe ihrer Aeltern und Versorger gemischt ist?

Oder wenn der Jugend schon durch die Art der Unterweisung und Uebung und durch die Gegenstände derselben ein bestimmter Lebensweg angewiesen wird, weil sich auf diesem lockende irdische Aussichten zeigen, weil mancherlei Gunst und Unterstützung diesen vor andern erleichtern und anmuthig machen kann, weil an seinem Ziele mehr als anderwärts Reichthum und Ehre winken: finden da nicht schwere Versündigungen einer ganz verblendeten Eigenmächtigkeit statt, die es darauf wagt, um eines ungewissen irdischen Nutzens willen, die Natur von dem abzuwenden, wozu sie Gott geschaffen hat, und sie durch Zwang zu verkrüp-

peln? Und die Jugend selbst, muß sie nicht auch entweder verführt werden, dasjenige, wozu sie angehalten wird, an und für sich gleichgültig zu behandeln und gering zu halten und nur den zeitlichen Gewinn für das Höchste zu achten, oder sie muß zum nicht mindern Schaden ihrer Seele Schiffbruch leiden an ihrer Ehrfurcht gegen diejenigen, denen sie doch folgen soll.

Auch bei dem Umgang, den wir unsern Kindern verstatten mit ihresgleichen, auch bei den altersgemäßen Freuden, die wir ihnen gönnen, muß vornehmlich darauf gesehen werden, daß sie ihnen zur Zucht gereichen. Auch dieses scheint freilich vorzüglich hart, wenn sogar dasjenige Zucht werden soll, was zur Erholung und zum freien Spiele gemeint ist. Aber auferzogen werden sie doch auch durch den Umgang und das Spiel nicht minder als durch den Unterricht und die Uebung. Ihr Umgang soll ihnen eben wie uns der unserige zur Zucht gereichen, damit sie lernen Gemeinschaft halten auch mit solchen Gemüthern, die von ihnen sehr verschieden sind, und indem jeder hülfreich ist und nachgiebig, sich ein fröhliches Leben selbst hervorrufen, störende und feindselige Gemüthsbewegungen aber bändigen lernen, ihre Kräfte gebrauchen und beherrschen, weder vergnügungssüchtig

noch arbeitsscheu und träge werden, ja vielleicht gar, wenn ihre Erholung dem Müßiggange nahe käme, gottvergessen und dem Bösen Raum gebend.

Wenn ihr die junge Seele, um sie zu diesem oder jenem zu bewegen, mit der Vorstellung einer sinnlichen Lust erfüllt, die ihr zu Theil werden soll: so erstickt ihr, für den Augenblick wenigstens, das noch zarte und schwache höhere Gefühl, das jenem heftigern weichen muß. Ihr selbst beweist dadurch ein vielleicht voreiliges Mistrauen gegen die Kraft der Ehrfurcht; und was sie nun thun, das thun sie nicht etwa erfüllt von dem Gefühl euers Ansehens und euerer bewegenden geistigen Macht, sondern vielmehr, indem sie ganz auf jene Lust gerichtet, ihres eigentlichen Verhältnisses zu euch vergessen. Ebenso, wenn ihr ihnen eine Strafe androht im voraus für die Uebertretung euers Gebots, so erfüllt ihr sie freilich mit dem Gefühl einer Macht, die ihr über sie habt; aber es ist nur das Gefühl einer leiblichen Gewalt, und das Bild, wie ihr euere Drohung erfüllt und ihnen Schmerz oder Pein verursacht, läßt das einer andern Bewegung Raum als der Furcht? Und die Furcht, wie sie mit der Liebe nicht besteht, so drängt sie auch die wahre Ehrerbietung zurück, welche eine so sinnliche Beimischung nicht verträgt.

Wenn wir Gehorsam von den Kindern fordern, so soll ihr voreiliges Verlangen nach Gründen nicht befriedigt werden. Denn wo Gründe mitgetheilt werden, da ist eigentlich kein Gehorsam mehr. Geben wir Gründe, so setzen wir auch voraus, daß sie können eingesehen werden, und stellen unser Recht auf die Ueberzeugung, die wir bewirken. Folgen nun die Kinder ihrer Ueberzeugung, so ist das kein Gehorsam mehr; nicht ihre Ehrerbietung gegen uns ist die Quelle ihres Thuns, sondern ihre Achtung für ihren eigenen Verstand. Sie werden so aber auch dem eigenen Verstande folgen, wenn sie erbittert sind gegen uns.

Die Kinder sollen gehorchen; aber es kommt eine Zeit, und wohl den Aeltern, welche sie noch recht lange mitgenießen, da die Kinder ihre eigene Stelle einnehmend in der bürgerlichen Gesellschaft selbst verantwortlich sind für ihr Thun, welches vielleicht in vieler Hinsicht dem der Aeltern fremd und also auch ihrem Urtheil weniger unterworfen ist; ja zuletzt, indem sie selbst Aeltern werden, werden sie auch ihren Aeltern gleich, und dies ist also eine Zeit, wo aller Befehl sich in wohlgemeinten Rath, alles älterliche Ansehen sich in väterliche und mütterliche Freundschaft verwandelt. Die Veränderung aber erfolgt nicht plötzlich; die

Seele reift nach und nach zur Selbständigkeit; allmählich verlangt das eigene Urtheil einen größern Spielraum und eine bestimmtere Anerkennung, und in demselben Maß muß also auch weniger Gehorsam gefordert werden. Wie aber alle menschlichen Dinge unvollkommen sind: so kann auch hier gar leicht der gesteigerte Anspruch der Kinder auf eigene Entscheidung in Streit gerathen mit dem fortgesetzten Anspruch der Aeltern auf unverkümmerten Gehorsam. Und dieses ist von Anfang an das Schwierige in der Forderung des Gehorsams, daß Aeltern, sowie er anfängt, sich zu vermindern, das Maß, in welchem er sich zu jeder Zeit halten muß, so genau finden, daß auch das Gefühl der Kinder damit übereinstimme. Von unserer Seite muß es die Liebe finden, die, wie sie nicht das Ihre sucht, sondern das Wohl der Kinder, sich auch freut, wenn diesen die Kräfte wachsen, und immer die schöne Zeit im Auge hat, wo ihr ganz gereiftes Leben uns berechtigen wird, unser Werk als vollendet anzusehen und dem gemeinsamen Herrn unsere Rechenschaft abzulegen über das, was er uns anvertraute. Die Kinder aber können dieses Maß nur finden, wenn die Ehrerbietung sie beherrscht, welche auf die vergangene Zeit zurücksehend und eingedenk, daß wir nicht nur das menschliche Leben eher erkannt und behandelt, sondern auch ihr eigenes Wesen in seinen Tiefen

eher ergründet haben als sie es selbst vermochten, gern vertraut, daß alles, was wir von ihnen verlangen, in demselben Sinn und Geist verlangt werde, dessen wohlthätigen Einfluß sie jedes frohe Kraft- und Lebensgefühl verdanken, daß nun, wo beides nicht gleich und unmittelbar zusammentrifft, den Kindern geziemt, die Entscheidung der Aeltern über das Maß des Gehorsams zu ehren, um nicht den Uebergang in den vollen Gebrauch des eigenen Urtheils durch Entzweiung zu beflecken.

Je mehr wir unsere Kinder lieben, um desto weniger kann uns das genügen, daß sie nur in unsere Fußtapfen treten; sondern die Kinder sollen besser werden als die Aeltern waren, und so ein jedes heranwachsende Geschlecht sein erziehendes überragen zu seiner Zeit. Wenn nicht immer Großes entwickelt werden kann von einem Geschlecht zum andern, so soll doch irgendetwas Menschliches besser werden in jedem Zeitalter. Und auch dieses Besserwerden, und wenn es auch die größten Entwickelungen und Reinigungen in sich schlösse, hängt von denselben Bedingungen ab. Denn unter keiner Gestalt kann das Bessere irgendeiner Art gefördert werden durch Ungehorsam gegen den gemeinsamen Geist, und vorwitzige Willkür oder gewaltthätiger Eigensinn, wo sie auch zum

Vorschein kommen, können immer nur zerstören und niemals aufbauen: sondern das Gute kann nur gefördert werden, wo treue und aufmerkende Herzen dem göttlichen Willen entgegenkommen.

Wenn ich es mir recht überlege, so dünkt mich, alles Künsteln in der Erziehung hat seinen Grund nirgendsanders als in dem bösen Gewissen, das man den Kindern zeigt und anzuschauen gibt, was man nicht sollte, woher sonst das unruhige Treiben?

Meine lebendige Ueberzeugung aber ist, daß ein Knabe von vierzehn Jahren nothwendig in einer größern Gemeinschaft mit vielen seines Alters leben und eines öffentlichen Unterrichts, der doch in weit größerm Stil ist als der häusliche, genießen muß. Diejenigen sind nun freilich glücklich, welche in großen Städten leben, wo sich diese Vortheile mit dem häuslichen Leben verbinden lassen. Wo aber das nicht möglich ist, da bin ich fest überzeugt, daß alle Vortheile, die man sich von einem längern häuslichen Leben verspricht, nicht in Anschlag gebracht werden können gegen die Nachtheile. Erstlich von seiten des Wissens ist es ausgemacht, daß nie zu Hause dieselbe Ordnung und strenge Nothwendigkeit im Gange des

Unterrichts sein kann wie in der Schule, und darauf beruht lediglich der sichere Gang der Fortschritte und die unschätzbare Gewöhnung, etwas zu der Zeit auch zu können, wo man es muß. Dann kann auch der vortrefflichste Hofmeister nicht so viel leisten, als in einer mäßig guten Schule geleistet wird, wo die Lehrgegenstände zweckmäßig unter mehrere Lehrer vertheilt sind und einer dem andern in die Hände arbeitet. Wird aber nicht in diesen Jahren zwischen dem vierzehnten und siebzehnten eine rechte Gründlichkeit und auch ein gewisser Umfang von Kenntnissen hervorgebracht, so ist das nie wieder nachzuholen.

Religion.

Meinungen, Lehrsätze, Gebräuche, in denen jede Religion sich darstellt, sind nicht die Religion selbst; sie ist ein Inneres, Ursprüngliches.

Die Vervollkommnung der Glaubenslehren und der Systeme ist oftmals eher alles, nur nicht Vervollkommnung der Religion, ja nicht selten schreitet jene fort ohne die geringste Gemeinschaft mit dieser. Was sind doch diese Lehrgebäude für sich betrachtet anders als Kunstwerke des berechnenden Verstandes, worin jedes einzelne seine Haltung nur hat in gegenseitiger Beschränkung?

Die Religion entfernt sich ihrem ganzen Wesen nach ebenso weit von allem Systematischen, als die Philosophie sich dazu hinneigt.

Man würde, um die Religion zu vertheidigen, zu gemeinen Mitteln seine Zuflucht nehmen, wenn man vorstellen wollte, wie nothwendig die Religion doch sei, um Recht und Ordnung in der Welt zu erhalten, und mit dem Andenken an ein allsehendes Auge und an eine unendliche Macht der Kurzsichtigkeit menschlicher Aufsicht und den engen Schranken menschlicher Gewalt zu Hülfe zu kommen; oder wie sie eine treue Freundin und eine heilsame Stütze der Sittlichkeit sei, indem sie mit ihren heiligen Gefühlen und ihren glänzenden Aussichten dem schwachen Menschen den Streit mit sich selbst und das Vollbringen des Guten gar mächtig erleichtere. Es liegt in dieser Gedankenverbindung Verachtung gegen Recht und Sittlichkeit, welche als einer Unterstützung bedürftig vorgestellt werden, und Verachtung gegen die Religion, welche sie unterstützen soll. Das hieße, sie in ein fremdes Gebiet verpflanzen wollen, daß sie da diene und arbeite. Auch herrschen möchte sie nicht in einem fremden Reiche: denn sie ist nicht so eroberungssüchtig, das Ihrige vergrößern zu wollen. Die Gewalt, die ihr gebührt und die sie sich in jedem Augenblick aufs neue verdient, genügt ihr; und ihr, die alles heilig hält, ist weit mehr noch das heilig, was mit ihr gleichen Rang in der menschlichen Natur behauptet.

Was nur um eines außer ihm liegenden Vortheils willen geliebt und geschätzt wird, das mag wol noth thun, aber es ist nicht in sich nothwendig; und ein vernünftiger Mensch legt keinen andern Werth darauf als nur den Preis, der dem Zweck angemessen ist und um dessentwillen es gewünscht wird. Und dieser würde sonach für die Religion gering genug ausfallen; ich wenigstens würde kärglich bieten; denn ich muß es nur gestehen, ich glaube nicht, daß es viel auf sich hat mit den unrechten Handlungen, welche sie auf solche Weise verhindert, und mit den sittlichen, welche sie erzeugt haben soll. Sollte dies also das Einzige sein, was ihr Ehrerbietung verschaffen könnte, so mag ich mit ihrer Sache nichts zu thun haben. Ein eingebildeter Ruhm, welcher verschwindet, wenn man ihn näher betrachtet, kann derjenigen nicht helfen, die mit höhern Ansprüchen umgeht. Daß die Frömmigkeit aus dem Innern jeder bessern Seele von selbst entspringt, daß ihr eine eigene Provinz im Gemüthe angehört, in welcher sie unumschränkt herrscht, daß sie es würdig ist, durch ihre innerste Kraft die Edelsten und Vortrefflichsten zu beleben und ihrem innersten Wesen nach von ihnen aufgenommen und erkannt zu werden: das ist es, was ich behaupte und was ich ihr gern sichern möchte.

Die Betrachtung ist der Religion wesentlich, und wer in zugeschlossener Stumpfsinnigkeit hingeht, wem nicht der Sinn offen ist für das Leben der Welt, den werdet ihr nie fromm nennen wollen. Die Betrachtung des Frommen ist nur das unmittelbare Bewußtsein von dem allgemeinen Sein alles Endlichen im Unendlichen und durch das Unendliche, alles Zeitlichen im Ewigen und durch das Ewige. Dieses suchen und finden in allem, was lebt und sich regt, in allem Werden und Wechsel, in allem Thun und Leiden, und das Leben selbst im unmittelbaren Gefühl nur haben und kennen als dieses Sein, das ist Religion.

Es ist unmöglich, daß einer Religion habe und fromm sei, dabei aber unsittlich; und ebenso unmöglich ist es, daß einer sittlich sein kann ohne Religion oder wahrhaft wissenschaftlich ohne sie.

Wahre Wissenschaft ist vollendete Anschauung; wahre Praxis ist selbsterzeugte Bildung und Kunst; wahre Religion ist Sinn und Geschmack für das Unendliche. Eine von jenen haben zu wollen ohne diese, oder sich dünken lassen, man habe sie so,

das ist verwegene übermüthige Täuschung, frevelnder Irrthum, hervorgegangen aus dem unheiligen Sinn, der, was er in sicherer Ruhe fordern und erwarten konnte, lieber feigherzig frech entwendet, um es dann doch nur scheinbar zu besitzen. Was kann wol der Mensch bilden wollen der Rede Werthes im Leben und in der Kunst, als was durch die Aufregungen jenes Sinnes in ihm selbst geworden ist? Oder wie kann einer die Welt wissenschaftlich umfassen wollen, oder wenn sich auch die Erkenntniß ihm aufdrängte in einem bestimmten Talent, selbst dieses üben ohne jenen? Denn was ist alle Wissenschaft, als das Sein der Dinge in euch, in euerer Vernunft? Was ist alle Kunst und Bildung, als euer Sein in den Dingen, denen ihr Maß, Gestalt und Ordnung gebt? Und wie kann beides in euch zum Leben gedeihen, als nur sofern die ewige Einheit der Vernunft und Natur, sofern das allgemeine Sein alles Endlichen im Unendlichen unmittelbar in euch lebt? Darum werdet ihr jeden wahrhaft Wissenden auch andächtig finden und fromm, und wo ihr Wissenschaft seht ohne Religion, da glaubt sicher, sie ist entweder nur übergetragen und angelernt oder sie ist krankhaft in sich, wenn sie nicht gar jenem leeren Schein selbst zugehört, der gar kein Wissen ist, sondern nur dem Bedürfniß dient.

Das Universum ist in einer ununterbrochenen Thätigkeit und offenbart sich uns jeden Augenblick. Jede Form, die es hervorbringt, jedes Wesen, dem es nach der Fülle des Lebens ein abgesondertes Dasein gibt, jede Begebenheit, die es aus seinem reichen, immer fruchtbaren Schoße herausschüttet, ist ein Handeln desselben auf uns; und in diesen Einwirkungen und dem, was dadurch in uns wird, alles Einzelne nicht für sich, sondern als einen Theil des Ganzen, alles Beschränkte nicht in seinem Gegensatz gegen anderes, sondern als eine Darstellung des Unendlichen in unser Leben aufnehmen und uns davon bewegen lassen, das ist Religion. Was aber hierüber hinaus will und etwa tiefer eindringen in die Natur und Substanz der Dinge, ist nicht mehr Religion, sondern will irgendwie Wissenschaft werden; und wiederum wenn, was nur unsere Gefühle bezeichnen und in Worten darstellen soll, für Wissenschaft von dem Gegenstande, für geoffenbarte etwa und aus der Religion hervorgegangene, oder auch für Wissenschaft und Religion zugleich will angesehen sein, dann sinkt es unvermeidlich zurück in Mysticismus und leere Mythologie.

Es ist allerdings das Eins und Alles der Religion, alles im Gefühl uns Bewegende in seiner

höchsten Einheit als eins und dasselbe zu fühlen, und alles Einzelne und Besondere nur hierdurch vermittelt, also unser Sein und Leben als ein Sein und Leben in und durch Gott.

Und so gibt es in der Religion ein unendliches sich Bilden und Gestalten bis in die einzelne Persönlichkeit hinein, und jede von diesen ist wieder ein Ganzes und einer Unendlichkeit eigenthümlicher Aeußerungen fähig. Denn ihr werdet doch nicht, als ob das Sein und Werden der einzelnen aus dem Ganzen auf eine endliche Weise in bestimmten Entfernungen fortschritte, daß eins sich durch die übrigen bestimmen ließe, construiren und aufzählen und das Charakteristische im Begriff genau bestimmen wollen? Wenn ich die Religion in dieser Beziehung vergleichen soll, so weiß ich sie mit nichts schöner zusammenzustellen als mit einem ohnehin ihr innig Verbundenen, die Tonkunst meine ich. Denn wie diese gewiß ein großes Ganze bildet, eine besondere in sich geschlossene Offenbarung der Welt, und doch wiederum die Musik eines jeden Volks ein Ganzes für sich ist, und dies wiederum in verschiedene ihm eigenthümliche Gestalten sich gliedernd bis zu dem Genie und Stil des einzelnen herab, und dann doch jedes lebendige Hervortreten dieser innern Offen-

barung in dem einzelnen, zwar alle jene Einheiten in sich hat, und eben in ihnen und durch sie, doch aber mit aller Lust und Fröhlichkeit der ungehemmten Willkür, wie eben sein Leben sich regt und die Welt ihn berührt, in dem Zauber der Töne darstellt: so ist auch die Religion, ohnerachtet jenes Nothwendigen in ihrer lebendigen Gestaltung, dennoch in ihren einzelnen Aeußerungen, wie sie unmittelbar im Leben heraustritt, von nichts weiter entfernt als von jedem Schein des Zwanges und der Gebundenheit.

Die Religion ist unendlich nach allen Seiten. Dieses Bewußtsein ist ebenso unmittelbar mit der Religion zugleich gegeben, wie mit dem Wissen zugleich auch das Wissen um seine ewige Wahrheit und Untrüglichkeit gegeben ist: es ist das Gefühl der Religion selbst, und muß daher jeden begleiten, der wirklich Religion hat. Jeder muß sich bewußt sein, daß die seinige nur ein Theil des Ganzen ist, daß es über dieselben Verhältnisse, die ihn religiös afficiren, Ansichten und Empfindungen gibt, die ebenso fromm sind und doch von den seinigen gänzlich verschieden, und daß andern Gestaltungen der Religion Wahrnehmungen und Gefühle angehören, für die ihm vielleicht gänzlich der Sinn fehlt. Ihr seht, wie unmittelbar diese

schöne Bescheidenheit, diese freundliche, einladende Duldsamkeit aus dem Wesen der Religion entspringt und wie wenig sie sich von ihr trennen läßt.

Die Anhänger des todten Buchstabens, den die Religion auswirft, haben die Welt mit Geschrei und Getümmel erfüllt, die wahren Beschauer des Ewigen waren immer ruhige Seelen, entweder allein mit sich und dem Unendlichen, oder wenn sie sich umsahen, jedem, der das große Wort nur verstand, seine eigene Art gern vergönnend.

Nur die freie Lust des Schauens und des Lebens, wenn sie ins Unendliche geht, aufs Unendliche gerichtet ist, setzt das Gemüth in unbeschränkte Freiheit; nur die Religion rettet es aus den drückendsten Fesseln der Meinung und der Begierde. Alles, was ist, ist für sie nothwendig, und alles, was sein kann, ist ihr ein wahres, unentbehrliches Bild des Unendlichen, wer nur den Punkt findet, woraus seine Beziehung auf dasselbe sich entdecken läßt.

Einem frommen Gemüthe macht die Religion alles heilig und werth, sogar die Unheiligkeit und

die Gemeinheit selbst, alles, was es faßt und nicht faßt, was in dem System seiner eigenen Gedanken liegt und mit seiner eigenthümlichen Handelsweise übereinstimmt und was nicht; sie ist die ursprüngliche und geschworene Feindin aller Kleinsinnigkeit und aller Einseitigkeit.

Der Mensch kann nicht angesehen werden als aus Religion handelnd und von der Religion zum Handeln getrieben, sondern dieses bildet seine Reihe für sich, und jene auch, als zwei verschiedene Functionen eines und desselben Lebens. Darum wie nichts aus Religion, so soll alles mit Religion der Mensch handeln und verrichten, ununterbrochen sollen wie eine heilige Musik die religiösen Gefühle sein thätiges Leben begleiten und er soll nie und nirgends erfunden werden ohne sie.

Wilde Kasteiungen, geschmackloses Entbehren des Schönen, leere Worte und Gebräuche, wohlthätige Spenden wollen wir nie verwechseln mit dem wohlgemeinten Streben frommer Gemüther. Auch unterscheidet sich beides wahrlich sehr leicht; denn jeder religiöse Mensch bildet sich seine Ascetik selbst wie er sie bedarf, und sieht sich nicht um nach irgendeiner Norm, als die er in sich hat.

Der Abergläubige aber und der Heuchler halten sich streng an ein Gegebenes und Hergebrachtes und eifern dafür als für ein Allgemeines und Heiliges. Natürlich, denn wenn jedem zugemuthet würde, sich seine äußere Zucht und Uebung, seine Gymnastik des Gefühls selbst auszusinnen in Beziehung auf seinen persönlichen Zustand, so wären sie übel daran und ihre innere Armuth könnte sich nicht länger verbergen.

Umsonst ist alles für denjenigen da, der sich selbst allein stellt; denn um des Weltgeistes Leben in sich aufzunehmen und um Religion zu haben, muß der Mensch erst die Menschheit gefunden haben, und er findet sie nur in Liebe und durch Liebe. Darum sind beide so innig und unzertrennlich verknüpft; Sehnsucht nach Liebe, immer erfüllte und immer wieder sich erneuernde wird ihm zugleich Religion. Den umfängt jeder am heißesten, in dem die Welt sich am klarsten und reinsten ihm abspiegelt: den liebt jeder am zärtlichsten, in dem er alles zusammengedrängt zu finden glaubt, was ihm selbst fehlt, um die Menschheit auszumachen, sowie auch die frommen Gefühle jedem die heiligsten sind, welche das Sein im Ganzen der Menschheit, sei es als Seligkeit oder als Bedürfniß, ihm ausdrücken.

Die Geschichte im eigentlichen Sinne ist die reichste Quelle für die Religion, nur nicht etwa um das Fortschreiten der Menschheit in ihrer Entwickelung zu beschleunigen und zu regieren, sondern nur um sie als die allgemeinste und größte Offenbarung des Innersten und Heiligsten zu beobachten. In diesem Sinne aber gewiß hebt Religion mit Geschichte an und endigt mit ihr — denn Weissagung ist in ihrem Sinn auch Geschichte und beides gar nicht voneinander zu unterscheiden — ja alle wahre Geschichte hat überall zuerst einen religiösen Zweck gehabt und ist von religiösen Ideen ausgegangen; wie denn auch das Feinste und Zarteste in ihr nie wissenschaftlich mitgetheilt, sondern nur im Gefühl von einem religiösen Gemüth kann aufgenommen werden.

Nur wenn die Religion in ihrer ganzen Gestalt vollendet und alles vereinigend dem Menschen erscheint, nur so setzt er mit ganzem und befriedigendem Erfolge dem Endlichen, wozu er besonders und beschränkend bestimmt ist, ein Unendliches, dem zusammenziehenden Streben nach etwas Bestimmtem und Vollendetem das erweiternde Schweben im Ganzen und Unerschöpflichen an die Seite; so stellt er das Gleichgewicht und die Harmonie seines Wesens wieder her, welche unwieder-

bringlich verloren geht, wenn er sich, ohne zugleich Religion zu haben, irgendeiner einzelnen Richtung, und wäre es die schönste und herrlichste, überläßt. Der bestimmte Beruf eines Menschen ist nur gleichsam die Melodie seines Lebens, und es bleibt bei einer einfachen, dürftigen Reihe von Tönen, wenn nicht die Religion jene in unendlich reicher Abwechselung begleitet mit allen Tönen, die ihr nur nicht ganz widerstreben, und so den einfachen Gesang zu einer vollstimmigen und prächtigen Harmonie erhebt.

Wunder ist nur der religiöse Name für Begebenheit: jede, auch die allernatürlichste und gewöhnlichste, sobald sie sich dazu eignet, daß die religiöse Ansicht von ihr die herrschende sein kann, ist ein Wunder. Je religiöser ihr wäret, desto mehr Wunder würdet ihr überall sehen, und jedes Streiten hin und her über einzelne Begebenheiten, ob sie so zu verheißen verdienen, gibt mir nur den schmerzhaften Eindruck, wie arm und dürftig der religiöse Sinn der Streitenden ist. Die einen beweisen diesen Mangel dadurch, daß sie überall protestiren gegen Wunder, durch welche Protestation sie nur zeigen, daß sie von der unmittelbaren Beziehung auf das Unendliche und auf die Gottheit nichts sehen wollen; die andern beweisen denselben

Mangel dadurch, daß es ihnen auf dieses und jenes besonders ankommt, und daß eine Erscheinung gerade wunderlich gestaltet sein muß, um ihnen ein Wunder zu sein, womit sie nur beurkunden, daß sie eben schlecht aufmerken.

Was heißt Offenbarung? Jede ursprüngliche und neue Mittheilung des Weltalls und seines innersten Lebens an den Menschen ist eine, und so würde jeder solcher Moment, auf welchen ich oben gedeutet, wenn ihr euch seiner bewußt würdet, eine Offenbarung sein; nun aber ist jede Anschauung und jedes Gefühl, wo sie sich ursprünglich aus einem solchen entwickeln, aus einer Offenbarung hervorgegangen, die wir freilich als eine solche nicht vorzeigen können, weil sie jenseit des Bewußtseins liegt, die wir aber doch nicht nur voraussetzen müssen im allgemeinen, sondern auch im besondern muß ja jeder wol am besten wissen, was ihm ein Wiederholtes und anderwärts her Erfahrenes ist, oder was ursprünglich und neu und von dem letztern etwas sich in euch noch nicht ebenso erzeugt hatte, so wird seine Offenbarung auch für euch eine, und ich will euch rathen, sie wohl zu erwägen.

Was ist Eingebung? Es ist nur der allgemeine Ausdruck für das Gefühl der wahren Sittlichkeit und Freiheit, nämlich nicht jener wunderlichen vielgepriesenen, welche nur versteht, das Handeln mit Ueberlegungen hin und her zu begleiten und zu verzieren, sondern jenes Gefühl, daß das Handeln trotz aller oder ohnerachtet aller äußern Veranlassung aus dem Innern des Menschen hervorgeht. Denn in dem Maße, als es der weltlichen Verwickelung entrissen wird, wird es als ein Göttliches gefühlt und auf Gott zurückgeführt.

Was ist Weissagung? Jedes religiöse Vorausbilden der andern Hälfte einer religiösen Begebenheit, wenn die eine gegeben war, ist Weissagung.

Was heißt Gnadenwirkung? Nichts anderes ist dies offenbar als der gemeinschaftliche Ausdruck für Offenbarung und Eingebung, für jenes Spiel zwischen dem Hineingehen der Welt in den Menschen durch Anschauung und Gefühl und dem Eintreten des Menschen in die Welt durch Handeln und Bildung, beides in seiner Ursprünglichkeit und seinem göttlichen Charakter, sodaß das

ganze Leben des Frommen nur eine Reihe von Gnadenwirkungen bildet.

Wer hindert das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter; denn da ihre Einwirkungen erst später einen empfänglichen Boden finden, stören sie die Natur nicht, indem sie aus dem innersten Grund der Seele Frömmigkeit herausarbeiten will. Auch nicht die Sittenlosen hindern am meisten das Gedeihen der Religion, wie man wol meint; ihr Streben und Wirken ist einer ganz andern Kraft entgegengesetzt als dieser. Aber die verständigen und praktischen Menschen von heutzutage, diese sind in dem jetzigen Zustande der Welt das Feindselige gegen die Religion, und ihr großes Uebergewicht ist die Ursache, warum sie eine so dürftige und unbedeutende Rolle spielt. Von der zarten Kindheit an mishandeln sie den Menschen und unterdrücken sein Streben nach dem Höhern.

Mit großer Andacht kann ich der Sehnsucht junger Gemüther nach dem Wunderbaren und Uebernatürlichen zusehen. Wie freudig sie auch den bunten Schein der Dinge in sich aufnehmen, doch suchen sie zugleich etwas anderes, was sie

ihm entgegensetzen können; auf allen Seiten greifen sie umher, ob nicht etwas über die gewohnten Erscheinungen und das leichte Spiel des Lebens hinausreiche; und wie viel auch ihrer Wahrnehmung irdische Gegenstände dargeboten werden, es ist immer, als hätten sie außer diesen Sinnen noch andere, welche ohne Nahrung vergehen müßten. Das ist die erste Regung der Religion. Eine geheime, unverstandene Ahnung treibt sie über den Reichthum dieser Welt hinaus; daher ist ihnen jede Spur einer andern so willkommen; daher ergötzen sie sich an Dichtungen von überirdischen Wesen, und alles, wovon ihnen am klarsten ist, daß es hier nicht sein kann, umfassen sie am stärksten mit jener eifersüchtigen Liebe, die man einem Gegenstande widmet, auf welchen man ein tiefgefühltes, aber nicht äußerlich geltend zu machendes Recht hat. Freilich ist es eine Täuschung, das Unendliche gerade außerhalb des Endlichen, das Geistige und Höhere außerhalb des Irdischen und Sinnlichen zu suchen; aber ist sie nicht höchst natürlich bei denen, welche auch das Endliche und Sinnliche selbst nur noch ganz von der Oberfläche kennen? und ist es nicht die Täuschung ganzer Völker und ganzer Schulen der Weisheit? Wenn es Pfleger der Religion gäbe unter denen, die sich des jungen Geschlechts annehmen, wie leicht wäre dieser von der Natur

selbst veranstaltete Irrthum hernach berichtigt und wie begierig würde dann in hellern Zeiten die junge Seele sich den Eindrücken des Unendlichen in seiner Allgegenwart überlassen!

Ehedem meinte man, der Geschmack an grotesken Figuren sei der jungen Phantasie eigen in der Religion wie in der Kunst; man befriedigte ihn in reichem Maße, ja man knüpfte unbesorgt genug die heilige und ernste Mythologie, das was man selbst für das innerste Wesen der Religion hielt, unmittelbar an diese luftigen Spiele der Kindheit an: der himmlische Vater, der Heiland und die Engel waren nur eine andere Art von Feen und Sylphen. Und wurde auch durch manches in diesen kindlichen Vorstellungen bei vielen der Grund gelegt zu einer leichtern Herrschaft eines unzureichenden und todten Buchstaben, wenn die frühern Bilder erbleichten, das Wort aber als der leere Rahmen, in dem sie befestigt gewesen waren, hängen blieb: dennoch blieb bei jener Behandlung der Mensch mehr sich selbst überlassen, und leichter fand ein geradsinniges, unverdorbenes Gemüth, das sich frei zu halten wußte von dem Kitzel des Grübelns und Klügelns, zu rechter Zeit den natürlichen Ausgang aus diesem Labyrinth. Jetzt hin-

gegen wird jene Neigung von Anfang an gewaltsam unterdrückt, alles Geheimnißvolle und Wunderbare ist geächtet; die Phantasie soll nicht mit luftigen Bildern angefüllt werden; man kann ja, sagen sie, unterdeß ebenso leicht das Gedächtniß mit wahren Gegenständen anfüllen und Vorbereitungen treffen aufs Leben. So werden die armen jugendlichen Seelen, die nach ganz anderer Nahrung verlangen, mit moralischen Geschichten gelangweilt und sollen lernen, wie schön und nützlich es ist, fein artig und verständig zu sein; von einzelnen Dingen, die ihnen bald genug entgegentreten würden, werden ihnen die überall geläufigen Vorstellungen, als ob es große Eile damit hätte, je eher je lieber eingeprägt, und ohne Rücksicht auf das zu nehmen, was ihnen fehlt, reicht man ihnen noch immermehr von dem, wovon sie nun gar zu bald zu viel haben werden. In dem Maß, als der Mensch sich mit dem Einzelnen auf eine beschränkte Weise beschäftigen muß, regt sich auch, damit die Allgemeinheit des Sinnes nicht untergehe, in jedem der Trieb, die herrschende und jede ähnliche Thätigkeit ruhen zu lassen und nur alle Organe zu öffnen, um von allen Eindrücken durchdrungen zu werden; und durch eine geheime, höchst wohlthätige Sympathie ist dieser Trieb gerade dann am stärksten, wann sich das allgemeine Leben in der eigenen Brust und in der

umgebenden Welt am vornehmlichsten offenbart: aber daß es ihnen nur nicht vergönnt wäre, diesem Triebe in behaglicher, unthätiger Ruhe nachzuhängen! denn aus dem Standpunkt des bürgerlichen Lebens wäre dies Trägheit und Müßiggang. Absicht und Zweck muß in allem sein, sie müssen immer etwas verrichten, und wenn der Geist nicht mehr dienen kann, mögen sie den Leib üben; Arbeit und Spiel, nur keine ruhige, hingegebene Beschauung.

In den Schranken des bürgerlichen Lebens wollen viele die Jugend festhalten mit allem, was in ihr ist. Alles Handeln soll sich ja doch auf dieses beziehen, und so, meinen sie, bestehe auch die gepriesene innere Harmonie des Menschen in nichts anderm, als daß sich wieder alles auf sein Handeln beziehe. Das ist das größte Uebel, daß die Leute meinen, ihre Thätigkeit sei alles und erschöpfe die Aufgabe der Menschheit, und wenn man thue, was sie thun, bedürfe man auch keines Sinnes weiter als nur für das, was man thut. Darum verstümmeln sie alles mit der Schere, und nicht einmal eine eigenthümliche Erscheinung, die ein religiöses Interesse erregen könnte, möchten sie aufkommen lassen; sondern was von ihrem Punkt aus gesehen und umfaßt werden kann, das heißt

alles, was sie gelten lassen wollen, ist nur ein kleiner und unfruchtbarer Kreis ohne Wissenschaft, ohne Sitten, ohne Kunst, ohne Geist, kurz ohne alles, von wo aus sich die Welt entdecken ließe, wol aber mit viel hochmüthigen Ansprüchen auf alles dieses.

Es gibt in dem Verhältniß des Menschen zu dieser Welt gewisse Uebergänge ins Unendliche, durchgehauene Aussichten, vor denen jeder vorübergeführt wird, damit sein Sinn den Weg finde zum Ganzen, und bei deren Anblick, wenn auch nicht unmittelbare Gefühle von bestimmtem Gehalt hervorgebracht werden, so doch eine allgemeine Erregbarkeit für alle religiösen Gefühle.

Die Religion muß nothwendig auch gesellig sein: es liegt in der Natur des Menschen nicht nur, sondern auch ganz vorzüglich in der ihrigen. Wenn also von seiner Natur gedrungen der Fromme nothwendig spricht: so ist es eben diese Natur, die ihm auch Hörer verschafft. Mit keinem Element des Lebens ist wol dem Menschen zugleich ein so lebhaftes Gefühl eingepflanzt von seiner gänzlichen

Unfähigkeit, es für sich allein jemals zu erschöpfen, als mit der Religion. Sein Sinn für sie ist nicht sobald aufgegangen, als er auch ihre Unendlichkeit und seine Schranken fühlt; er ist sich bewußt, nur einen kleinen Theil von ihr zu umspannen, und was er nicht unmittelbar erreichen kann, das will er wenigstens durch die Darstellung anderer, die es sich angeeignet haben, mitgenießen. Darum drängt er sich zu jeder Aeußerung derselben, und seine Ergänzung suchend lauscht er auf jeden Ton, den er für den ihrigen erkennt. So organisirt sich gegenseitige Mittheilung, so ist Reden und Hören jedem gleich unentbehrlich.

Religiöse Ansichten, fromme Gefühle und ernste Betrachtungen darüber kann man sich nicht einander in so kleinen Brosamen zuwerfen wie die Materialien eines leichten Gesprächs, und wo von heiligen Gegenständen die Rede wäre, da würde es mehr Frevel sein als Geschick, auf jede Frage sogleich eine Antwort bereit zu haben und auf jede Ansprache eine Gegenrede. Daher zieht sich aus solchen noch zu weiten Kreisen das Religiöse zurück in die noch vertrautern Unterhaltungen der Freundschaft und in den Zwiesprach der Liebe, wo Blicke und Gestalt deutlicher werden als

Worte und wo auch ein heiliges Schweigen verständlich ist.

Es gebührt sich, auf das Höchste, was die Sprache erreichen kann, auch die ganze Fülle und Pracht der menschlichen Rede zu verwenden, nicht als ob es irgendeinen Schmuck gäbe, dessen die Religion nicht entbehren könnte, sondern weil es unheilig und leichtsinnig wäre von ihren Herolden, wenn sie nicht ihr alles weihen und alles zusammennehmen wollten, was sie Herrliches besitzen, um so vielleicht die Religion in angemessener Kraft und Würde darzustellen. Darum ist es unmöglich, ohne Dichtkunst Religion anders auszusprechen und mitzutheilen als rednerisch, in aller Kraft und Kunst der Sprache, und willig dazu nehmend den Dienst aller Künste, welche der flüchtigen und beweglichen Rede beistehen können. Darum öffnet sich auch nicht anders der Mund desjenigen, dessen Herz ihrer voll ist, als vor einer Versammlung, wo mannichfaltig wirken kann, was so reichlich ausgerüstet hervortritt.

Wenn einer hervortritt vor den übrigen, so thut er es, um sein eigenes, von Gott bewegtes

Inneres den andern hinzustellen als einen Gegenstand theilnehmender Betrachtung, sie hinzuführen in die Gegend der Religion, wo er einheimisch ist, damit er ihnen seine heiligen Gefühle einimpfe: er spricht das Göttliche aus, und im heiligen Schweigen folgt die Gemeinde seiner begeisterten Rede. Es sei nun, daß er ein verborgenes Wunder enthülle oder in weissagender Zuversicht die Zukunft an die Gegenwart knüpfe; es sei, daß er durch neue Beispiele alte Wahrnehmungen befestige oder daß seine feurige Phantasie in erhabenen Visionen ihn in andere Theile der Welt und in eine andere Ordnung der Dinge entzücke: der geübte Sinn der Gemeinde begleitet überall den seinigen; und wenn er zurückkehrt von seinen Wanderungen durch das Reich Gottes in sich selbst, so ist sein Herz und das eines jeden nur der gemeinschaftliche Wohnsitz desselben Gefühls. Verkündigt sich ihm dann laut oder leise die Uebereinstimmung seiner Ansicht mit dem, was in ihnen ist: dann werden heilige Mysterien — nicht nur bedeutungsvolle Embleme, sondern recht angesehen natürliche Andeutungen eines bestimmten Bewußtseins und bestimmter Empfindungen — empfunden und gefeiert; gleichsam ein höherer Chor, der in einer eigenen, erhabenen Sprache der auffordernden Stimme antwortet. Aber nicht nur gleichsam, sondern so wie eine solche Rede Musik ist auch ohne Gesang und

Ton, so gibt es auch eine Musik unter den Heiligen, die zur Rede wird ohne Worte, zum bestimmtesten, verständlichsten Ausdruck des Innersten. Die Muse der Harmonie, deren vertrautes Verhältniß zur Religion, wie wol längst ausgesprochen und dargelegt, doch von wenigen nur anerkannt wird, hat von jeher auf ihren Altären die prachtvollsten und vollendetsten Werke ihrer geweihtesten Schüler dieser dargebracht. In heiligen Hymnen und Chören, denen die Worte der Dichter nur lose und luftig anhängen, wird ausgehaucht, was die bestimmte Rede nicht mehr fassen kann; und so unterstützen sich und wechseln die Töne des Gedankens und der Empfindung, bis alles gesättigt ist und voll des Heiligen und Unendlichen. Solcher Art ist die Einwirkung religiöser Menschen aufeinander, so beschaffen ihre natürliche und ewige Verbindung.

Je weiter einer fortschreitet in der Religion und je mehr sich seine Frömmigkeit reinigt, desto mehr muß ihm die ganze religiöse Welt als ein untheilbares Ganzes erscheinen. Der Absonderungstrieb ist, in dem Maß, als er auf eine strenge Scheidung ausgeht, ein Beweis der Unvollkommenheit; die Höchsten und Gebildetsten sehen immer einen allgemeinen Verein, und eben dadurch, daß sie ihn

sehen, stiften sie ihn auch. Indem jeder nur mit dem Nächsten in Berührung steht, aber auch nach allen Seiten und Richtungen einen Nächsten hat, ist er in der That mit dem Ganzen unzertrennlich verknüpft.

Individualität. Freiheit. Unsterblichkeit.

Jeder Mensch soll auf eigene Art die Menschheit darstellen, in eigener Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schose hervorgehen kann.

Nur schwer und spät gelangt der Mensch zum vollen Bewußtsein seiner Eigenthümlichkeit; nicht immer wagt er's, darauf hinzusehen, und richtet lieber das Auge auf den Gemeinbesitz der Menschheit, den er liebend und dankbar schon länger festhält, ja zweifelt oft, ob ihm gebühre, sich als eigenes Wesen wieder gewissermaßen loszureißen aus der Gemeinschaft, und ob er nicht Gefahr laufe, wieder zurückzusinken in die alte strafwürdige Beschränktheit auf den engen Kreis der äußern Persönlichkeit, das Sinnliche verwechselnd mit dem

Geistigen, und spät erst lernt er recht das höchste Vorrecht schätzen und gebrauchen.

Es trocknen in der Einsamkeit die Säfte des Gemüths; es stockt der Gedankenlauf; ich muß hinaus in mancherlei Gemeinschaft mit den andern Geistern, nicht nur zu schauen, wie viel es Menschliches gibt, was lange, ja wol immer mir fremd bleibt und was hingegen mein eigen werden kann, nein auch immer fester durch Geben und Empfangen das eigene Wesen zu bestimmen.

Wer sich zu einem bestimmten Wesen bilden will, dem muß der Sinn geöffnet sein für alles, was er nicht ist. Auch hier im Gebiet der höchsten Sittlichkeit regiert dieselbe genaue Verbindung zwischen Thun und Schauen. Nur wenn der Mensch im gegenwärtigen Handeln sich seiner Eigenheit bewußt ist, kann er sicher sein, sie auch im künftigen nicht zu verletzen; und nur wenn er von sich beständig fordert, die ganze Menschheit anzuschauen und jeder andern Darstellung von ihr sich und die seine vergleichend gegenüberzustellen, kann er das Bewußtsein seiner Selbstheit erhalten:

denn nur durch Entgegensetzung wird das Einzelne erkannt.

Die erste Bedingung der eigenen Vollendung im bestimmten Kreise ist allgemeiner Sinn, und dieser, wie könnte er wol bestehen ohne Liebe? Schon im ersten Versuch, sich so zu bilden, müßte das furchtbare Misverhältniß zwischen Geben und Empfangen bald das Gemüth zerrütten und weit hinaus es treiben aus der Bahn, und den, der so ein eigenes Wesen werden wollte, ganz zertrümmern oder zur Gemeinheit ihn herunterstürzen. Ja Liebe, du Anziehungskraft der geistigen Welt! Kein eigenes Leben und keine Bildung ist möglich ohne dich, ohne dich müßt' alles in gleichförmige, rohe Masse zerfließen! Die freilich weiter nichts als solche zu sein begehren, bedürfen deiner nicht; ihnen genügt Gesetz und Pflicht, gleichmäßig Handeln und Gerechtigkeit.

Keine Bildung ohne Liebe, und ohne eigene Bildung keine Vollendung in der Liebe; eins das andere ergänzend, wächst beides unzertrennlich fort. Vereint find' ich in mir die beiden großen Bedingungen der Sittlichkeit! Ich habe Sinn und Liebe zu eigen mir gemacht, und immer weiter

noch entwickeln beide sich, zum sichern Zeugniß, daß frisch und gesund das Leben sei und daß noch fester die eigene Bildung werde.

Wo sich mir das Gefühl von etwas, das im Gebiet der Menschheit mir noch unbekannt ist, aufdringt, da ist mein Erstes zu streiten, nicht ob es sei, nur daß es nicht das und das allein sei, wofür es der mir gibt, durch den ich es zuerst erblickte. Es fürchtet der spät erwachte Geist, erinnernd wie lange er fremdes Joch getragen, immer wieder aufs neue die Herrschaft fremder Meinung; und wo in neuen Gegenständen ein unerforschtes Leben sich ihm enthüllt, da rüstet er sich erst, die Waffen in der Hand, sich Freiheit zu erringen, um nicht in des fremden Einflusses Knechtschaft ein jedes wieder wie das erste zu beginnen. Hab' ich so die eigene Ansicht mir erst gewonnen, dann ist die Zeit des Streites vorüber; ich lasse gern jede neben der meinigen bestehen, und der Sinn vollendet friedlich das Geschäft, sich jede zu deuten und in ihren Standpunkt einzudringen.

Schäme Dich, fremder Meinung zu folgen in dem, was das Heiligste ist.

Wer statt der Thätigkeit des Geistes, die verborgen in seiner Tiefe sich regt, nur ihre äußere Erscheinung kennt und sieht; wer statt sich anzuschauen nur immer von fern und nahe her ein Bild des äußern Lebens und seines Wechsels sich zusammenholt: der bleibt der Zeit und der Nothwendigkeit ein Sklave; was er sinnt und denkt, trägt ihren Stempel, ist ihr Eigenthum, und nie, auch wenn sich selbst er zu betrachten wähnt, ist ihm vergönnt, das heilige Gebiet der Freiheit zu betreten. Denn in dem Bilde, was er von sich entwirft, ist er sich selbst zum äußern Gegenstand geworden, wie alles andere in ihm ist: und alles darin ist nur durch äußere Verhältnisse bestimmt. Wie ihm sein Dasein erscheint, was er dabei sich denkt und fühlt, alles hängt ab vom Gehalt der Zeit und von derjenigen Beschaffenheit, was ihn berührt hat. Wer mit thierischem Gemüthe nur den Genuß sucht, dem scheint sein Leben arm oder reich, nachdem der angenehmen Augenblicke viel oder wenig verstrichen sind in gleicher Zeit; und dieses Bild betrachtet er mit Wohlgefallen oder nicht, je wie das Günstigste darin das erste oder letzte war. Wer ein anmuthiges und gepriesenes Leben bilden wollte, hängt ab von anderer Urtheil über sich, vom Boden, auf dem er stand, und von dem Stoff, den seiner Arbeit das Schicksal vorgelegt; so auch, wer wohlthätig zu wirken

strebte. Die beugen alle sich dem Scepter der Nothwendigkeit und seufzen unter dem Fluch der Zeit, die nichts bestehen läßt.

Nur für den gibt's Freiheit und Unendlichkeit, der wohl zu sondern weiß, was in seinem Dasein er selbst ist und was Fremdes, was in der Welt ihm Fremdes, was er selbst; ja nur für den, der klar das große Räthsel, in dessen alten Finsternissen noch Tausende sich quälen und hingegeben, weil das eigene Licht verloschen, dem trügerischsten Scheine folgen müssen. Die Außenwelt, die Welt vom Geist geleert, ist jedem von der Menge das Größte und Erste, der Geist ein kleiner Gast nur auf der Welt, nicht sicher seines Orts und seiner Kräfte. Mir stellt der Geist, die Innenwelt, sich kühn der Außenwelt, dem Reich des Stoffs, der Dinge gegenüber. .... Die Erde ist mir der Schauplatz meines freien Thuns; und auch in jeglichem Gefühl, wie sehr die Außenwelt es ganz mir aufzudringen scheine, in denen auch, worin ich ihre und des großen Ganzen Gemeinschaft empfinde, dennoch freie innere Thätigkeit. Nichts ist nur Wirkung von ihr auf mich, nein immer geht auch Wirkung von mir aus auf sie; und nicht in anderm Sinne fühl' ich mich durch sie beschränkt als durch den eigenen Leib. Doch was

ich wahrhaft mir dem einzelnen entgegensetze, was mir zunächst Welt ist, Allgegenwart und Allmacht in sich schließend, das ist die ewige Gemeinschaft der Geister, ihr Einfluß aufeinander, ihr gegenseitig Bilden, die hohe Harmonie der Freiheit. Und ihr gebührt es, zu verwandeln und zu bilden die Oberfläche meines Wesens und auf mich einzuwirken. Hier und nur hier ist der Nothwendigkeit Gebiet. Mein Thun ist frei, nicht so mein Wirken in der Welt Geister; das folgt ewigen Gesetzen.

Bewege alles in der Welt und richte aus, was Du vermagst, gib Dich hin dem Gefühl Deiner angeborenen Schranken, bearbeite jedes Mittel der geistigen Gemeinschaft, stelle dar Dein Eigenthümliches und zeichne mit Deinem Gepräge alles, was Dich umgibt, arbeite an den heiligen Werken der Menschheit, ziehe an die befreundeten Geister: aber immer schaue in Dich selbst, wisse, was Du thust und erkenne Deines Handelns Maß und Gestalt. Der Gedanke, mit dem sie die Gottheit zu denken meinen, welche sie nimmer erreichen, hat doch die Wahrheit eines schönen Sinnbildes von dem, was der Mensch sein soll. Kraft seines Willens ist die Welt da für den Geist; höchste Freiheit ist die Thätigkeit, die sich in seinem wechselnden, sie

bildenden Handeln ausdrückt; und unverrückt in diesem Handeln sich seiner selbst bewußt, als immer desselben, feiert er ein seliges Leben.

Durch das Anschauen seiner selbst gewinnt der Mensch, daß sich ihm nicht nähern darf Muthlosigkeit und Schwäche: denn dem Bewußtsein der innern Freiheit und ihres Handelns entspringt ewige Jugend und Freude.

Jenseit der zeitlichen Welt liegt den sinnlichen Menschen die Gottheit, und die Gottheit anzuschauen und zu loben haben sie den Menschen nach dem Tode auf ewig befreit von den Schranken der Zeit: aber es schwebt schon jetzt der Geist über der zeitlichen Welt, und solches Schauen ist Ewigkeit und unsterblicher Gesänge himmlischer Genuß. Beginne darum schon jetzt Dein ewiges Leben in steter Selbstbetrachtung; sorge nicht um das, was kommen wird, weine nicht um das, was vergeht: aber sorge Dich selbst nicht zu verlieren und weine, wenn Du dahintreibst im Strome der Zeit, ohne den Himmel in Dir zu tragen.

Menschheit. Universum.

Ihr nennt die Menschen einzeln, und so habt ihr auch ein Ideal von einem einzelnen, dem aber niemand entspricht. Dies alles zusammen ist ein verkehrtes Beginnen. Wirkt auf die einzelnen; aber mit euerer Betrachtung hebt euch auf den Flügeln der Religion höher zu der unendlichen, ungetheilten Menschheit; nur sie sucht in jedem einzelnen; seht das Dasein eines jeden an als eine Offenbarung von ihr an euch, und es kann von allem, was euch jetzt drückt, keine Spur zurückbleiben.

Betrachtet den Genius der Menschheit als den vollendetsten und allseitigsten Künstler. Er kann nichts machen, was nicht ein eigenthümliches Dasein hätte. Auch wo er nur die Farben zu versuchen und den Pinsel zu schärfen scheint, entstehen lebendige und bedeutende Züge. Unzählige Gestalten denkt er sich so und bildet sie. Millionen tragen das Costüm der Zeit und sind treue Bilder

ihrer Bedürfnisse und ihres Geschmacks; in andern zeigen sich Erinnerungen der Vorwelt oder Ahnungen einer fernen Zukunft. Einige sind der erhabenste und treffendste Abdruck des Schönsten und Göttlichsten; andere sind groteske Erzeugnisse der originellsten und flüchtigsten Laune eines Meisters. Es ist wol eher eine unfromme Ansicht, wie man es allgemein versteht, und nicht genug verstanden die heiligen Worte, worauf man sie gründet, daß es Gefäße der Ehre gebe und Gefäße der Unehre. Nur wenn ihr einzelnes mit einzelnem vergleicht, kann euch ein solcher Gegensatz erscheinen; aber einzeln müßt ihr nichts betrachten, erfreut euch vielmehr jedes an der Stelle, wo es steht. Alles, was zugleich wahrgenommen werden kann und gleichsam auf Einem Blatte steht, gehört zu einem großen historischen Bilde, welches einen Moment der Gesammtwirkung des Ganzen darstellt. Wollt ihr dasjenige verachten, was die Hauptgruppen hebt und dem Ganzen Leben und Fülle gibt? Sollten nicht die einzelnen himmlischen Gestalten dadurch verherrlicht werden, daß tausend andere sich vor ihnen beugen, und daß man sieht, wie alles auf sie hinblickt und sich auf sie bezieht?

Die ewige Menschheit ist unermüdet geschäftig, aus ihrem innern geheimnißvollen Sein ans Licht

zu treten und sich in der vorübergehenden Erscheinung des endlichen Lebens aufs mannichfaltigste darzustellen. Das ist die Harmonie des Universums, das ist die wunderbare und unvergleichliche Einheit jenes ewigen Kunstwerks. Ihr aber lästert diese Herrlichkeit mit euern Forderungen einer jämmerlichen Vereinzelung, weil ihr im ersten Vorhofe der Moral und auch bei ihr noch mit den Elementen beschäftigt, immer für euere Einzelheit sorgend und bei einzelnem euch beruhigend die hohe Religion verschmäht.

Jenen so oft beklagten Ueberfluß an den gemeinsten Formen der Menschheit, die in tausend Abdrücken immer unverändert wiederkehren, erkennt der aufmerksamere fromme Sinn leicht für einen leeren Schein. Der ewige Verstand befiehlt es, und auch der endliche kann es einsehen, daß diejenigen Gestalten, an denen das Einzelne am schwersten zu unterscheiden ist, am dichtesten aneinander gedrängt stehen müssen; aber jede hat etwas Eigenthümliches; keiner ist dem andern gleich, und in dem Leben eines jeden gibt es irgendeinen Moment, wie der Silberblick unedlerer Metalle, wo er, sei es durch die innigere Annäherung eines höhern Wesens oder durch einen elektrischen Schlag,

gleichsam aus sich herausgehoben und auf den höchsten Gipfel desjenigen gestellt wird, was er sein kann. Für diesen Augenblick war er geschaffen, in diesem erreichte er seine Bestimmung, und nach ihm sinkt die erschöpfte Lebenskraft wieder zurück. Es ist ein beneidenswerther Genuß, in dürftigen Seelen diesen Moment hervorzurufen, ja auch sie darin zu betrachten; aber wem dieses nie geworden ist, dem muß freilich ihr ganzes Dasein überflüssig und verächtlich scheinen. So hat die Existenz eines jeden einen doppelten Sinn in Beziehung auf das Ganze. Hemme ich in Gedanken den Lauf jenes rastlosen Getriebes, wodurch alles Menschliche ineinander verschlungen und voneinander abhängig gemacht wird, so ist jedes Individuum seinem innern Wesen nach ein nothwendiges Ergänzungsstück zur vollkommenen Anschauung der Menschheit. Der eine zeigt mir, wie jedes abgerissene Theilchen derselben, wenn nur der innere Bildungstrieb, der das Ganze beseelt, ruhig darin fortwirken kann, sich gestaltet in zarte und regelmäßige Formen; der andere, wie aus Mangel an belebender und vereinigender Wärme die Härte des irdischen Stoffes nicht bezwungen werden kann, oder wie in einer zu heftig bewegten Atmosphäre der innerste Geist in seinem Handeln gestört wird, daß alles unscheinbar und unkenntlich ans Licht kommt; der eine erscheint als der rohe und thierische Theil

der Menschheit nur eben von den ersten und unbeholfenen Regungen der Humanität bewegt, der andere als der reinste dephlegmirte Geist, der, von allem Niedrigen und Unwürdigen getrennt, nur mit leisem Fuß über der Erde schwebt; aber auch alle zwischen diesen Endpunkten bezeichnen in irgendeiner Hinsicht eine eigene Stufe und bekunden eine eigene Art und Weise, wie in den abgesonderten kleinen Erscheinungen des einzelnen Lebens die verschiedenen Elemente der menschlichen Natur sich erweisen. Ist es nun nicht genug, wenn es unter dieser unzähligen Menge doch immer einige wenigstens gibt, die als ausgezeichnete und höhere Repräsentanten der Menschheit, der eine den, der andere jenen von den melodischen Accorden anschlagen, die keiner fremden Begleitung und keiner spätern Auflösung bedürfen, sondern durch ihre innere Harmonie die ganze Seele in einem Ton entzücken und zufrieden stellen? Aber wie auch die Edelsten doch nur auf Eine Weise die Menschheit darstellen und in Einem ihrer Momente: so ist auch von jenen andern jeder doch in irgendeinem Sinne dasselbe, jeder eine eigene Darstellung der Menschheit, und wo ein einzelnes Bild fehlt in diesem großen Gemälde, müßten wir es aufgeben, sie ganz und vollständig aufzunehmen in unser Bewußtsein. Wenn nun jeder so wesentlich zusammenhängt mit dem, was der innere Kern unsers

Lebens ist, wie können wir anders als diesen Zusammenhang fühlen und mit inniger Liebe und Zuneigung alle, selbst ohne Unterschied der Gesinnung und der Geisteskraft, umfassen, und das ist der eine Sinn, den jeder einzelne hat in Bezug auf das Ganze. Beobachte ich hingegen die ewigen Räder der Menschheit in ihrem Gange, so muß auf der andern Seite dieses unübersehliche Ineinandergreifen, wo nichts Bewegliches ganz durch sich selbst bewegt wird und nichts Bewegendes nur sich allein bewegt, mich mächtig beruhigen über euere Klage, daß Vernunft und Seele, Sinnlichkeit und Sittlichkeit, Verstand und blinde Kraft in so getrennten Massen erscheinen. Warum seht ihr alles einzeln, was doch nicht einzeln und für sich wirkt? Die Vernunft der einen und das Gemüth der andern afficiren einander doch so innig, als es nur in ein und demselben Subjecte geschehen konnte. Die blinde Kraft, welche dem großen Haufen zugetheilt ist, ist doch in ihren Wirkungen auf das Ganze nicht sich selbst und einem rohen Ungefähr überlassen, sondern oft, ohne es zu wissen, leitet sie doch jener Verstand, den ihr an andern Punkten in so großer Masse aufgehäuft findet, und ebenso unbewußt folgt sie ihm in unsichtbaren Banden.

In diesem Zusammenhang alles Einzelnen mit der Sphäre, der es angehört und in der es Bedeutung hat, ist alles gut und göttlich und eine Fülle von Freude und Ruhe das Gefühl dessen, der nur in dieser großen Verbindung alles auf sich wirken läßt.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



